

Das Werf



Vergmann.

Holzschnitt von W. Heyer.

Monatsschrift der „Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf



Juli 1934

Heft 7

Das Werk

Monatschrift der „Vereinigten Stahlwerke Aktiengesellschaft“

XIV. Jahrg.

Düsseldorf, Juli 1934

Heft 7

Ruf in die Zeit.

Entschuldige sich nur keiner damit, daß er in der langen Kette zuunterst stehe. Er bildet ein Glied, ob das erste oder letzte, ist gleichgültig, und der elektrische Funke könnte nicht hindurchfahren, wenn er nicht da stünde. Darum zählen alle für einen und einer für alle, und die Letzten sind wie die Ersten.

Friedrich Hebbel,
Lagebücher.

Die deutsche Staatsidee.

Im Jahre 1917 (!) erschien ein damals fast unbeachtetes Erstlingswerk eines unbekannten Volksschullehrers: „Die deutsche Staatsidee“ von Ernst Krieck. Von den Geschehnissen des Weltkrieges beiseitegedrückt, fand es in den folgenden Jahren den Weg nur in wenige Hände. Aber die, die es lasen, horchten auf und wurden von diesem Ruf in die Zeit und in die Zukunft gepackt. Der Rückschlag von 1918 und das eifrige Schweigen der „zuständigen“ Kritik taten das ihre, um dem Buch weitere vierzehn Jahre den ihm gebührenden Platz vorzuenthalten. Vor wenigen Tagen erschien die zweite, textlich, von wenigen Streichungen abgesehen, unveränderte Auflage. Dem im März 1934 geschriebenen Vorwort entnehmen wir folgende gegenwartsnahen Ausführungen:

Als 1914 das Schicksal nach uns griff, wurde keiner nach seinen Meinungen, seiner persönlichen Stellungnahme und seinem parteipolitischen oder kirchlichen Bekenntnis gefragt. Wir wurden einfach vom Griff des Schicksals in der Front unseres Volkes der großen Völkerfront eingereiht. Hier hatte jeder sich zu bewähren bis zum Untergang. Es kam die völkische Ganzheit als Schicksal über uns: alles reichte sich in die Front, deren Gedeih und Verderb über das Sein und Werden jedes einzelnen Volksgenossen entschied. Wenige, zumal unter den Jungen, erkannten damals, daß damit nicht nur die übliche Not und Art aller Kriegszeiten, die mit dem Kriege selbst dahingehen und wieder in „normale“ Verhältnisse einmünden werde, gegeben war. Wenige erkannten damals, daß sich vielmehr in der Frontbildung, in dem Hervortreten des überpersönlichen Lebenszusammenhangs als dem Schicksalsraum aller Volksgenossen ein revolutionäres Prinzip offenbarte, eine neue Wirklichkeit heraufdrängte, eine geschichtsbildende Entscheidung anbahnte. Sie wurden Träger und Vorkämpfer der Zukunft. Das Zeitalter des Liberalismus war damit innerlich beendet, das völkische Zeitalter hub an.

Zum Durchbruch sind Prinzip und Entscheidung indessen erst gekommen in Adolf Hitler und der nationalsozialistischen Bewegung. Damit wurden völkische Lebensganzheit und nationaler Schicksalsraum zum Mittelpunkt einer für alle Volksgenossen verpflichtenden und zwingenden Weltanschauung, womit der Weg gewiesen war zur politischen Einung der Volkskräfte im totalen Staat, zu Volksordnungen auf der Grundlage sozialer Gerechtigkeit und eines Wachstums aus den völkischen Untergründen, zu einer völkisch-politischen Erziehung, zu neuer Wirtschaftsform, Rechtsordnung, Wissenschaft, Kunst — zum völkisch-politischen Gemeinwesen, in dem deutsches Volk zu Lebensausdruck, deutsche Kraft zur Eigenform und deutsche Geschichte zur Vollendung kommen sollen.

Der Nationalsozialismus ist eine aus den seelischen Untergründen des deutschen Volkstums aufgebrochene Erneuerungsbewegung, wie sie der Deutsche schon mehrfach, besonders in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, erlebt hat. Diesmal darf die Bewegung nicht wieder auf halbem Wege steckenbleiben und in neuer Aufspaltung enden: im Führer ist die Einung vorgebildet, in der die Erneuerung ihren letzten Sinn erfüllen wird. Es wird einmal aus der Bewegung eine feste Daseinsform kommen. Auf Generationen hinaus muß aber die Bewegung im Fluß bleiben, um die Volksgemeinschaft radikal durchzuwirken und das deutsche Menschentum von Grund auf umgestalten zu können. Das ist jetzt die Schicksalsfrage.

Wir alle vom heutigen Geschlecht sind noch gar keine Nationalsozialisten; wir wollen und müssen aber als Vorläufer Richtung und Weg halten, damit ein späteres Geschlecht das Ziel wirklich erreicht. Das ist unsere Aufgabe, und alles andere, zumal alle Organisationsform, ist Weg zum Ziel. Kommt die Bewegung vorzeitig zum Stehen und damit zum Kompromiß mit Vergangenheit und Gegnern, so ist das Ziel verfehlt, und es lastet auf uns die schwerste Schuld vor Gott und der deutschen Geschichte.

In der Bewegung bleiben heißt: wir können an keinem Punkt rasten, es wird uns keine Sekurität mehr zuteil. Wir haben einfach der Bewegung standzuhalten und müssen bereit sein, mit jeder neuen Entscheidung von vorn zu beginnen. Keine Form und keine Organisation, kein Dogma und keine Theorie wird endgültig feststehen: alles ist nur Stufe und Durchgangspunkt zu neuem Ansatze und neuem Werden. Weil die Revolution weitergeht, darum setzt sich das Leben dieser Generation notwendig zusammen aus Provisorien, zu denen auch unsere Theorien und Deutungen, unsere Erkenntnisse und Glaubenssätze gehören. Die Bewegung hat uns ergriffen und nötigt jeden von uns stets zu neuen Entscheidungen, die jedesmal zu Beweissensentscheidungen für das ganze Leben in der nächsten Wegstrecke werden. Diese Entscheidungen sind die innersten Stationen unseres völkischen Werdens; aus ihnen kommen die Kräfte der Bewegung herauf. Und wer tief an ihnen teilhat, ist in Schicksalsverbundenheit mit dem Führer in die Auslesezeit der bewegenden und führenden Volksgenossen berufen, die keiner Organisation, keiner Ernennungen und Titel bedürfen. Sie sind, was sie sind, durch ihr Wirken aus Berufung.

Vor diesen Beweissensentscheidungen hat sich das gesamte völkische Dasein, Staat und Politik, Erziehung, Recht, Wirtschaft, Kunst, Glauben und Weltanschauung stets neu zu rechtfertigen und zu bewähren, und allesamt werden sie damit neu in die revolutionäre Bewegung hineingezwungen, wenn sie in Form erstarren wollen. Es gibt für diese Richtungsabewegung nur ein Grundgesetz: den Führer und das Fernziel.

In der Beweissensentscheidung aber steht keiner für sich allein: alle stehen wir in der unverbrüchlichen Verbundenheit des Blutes und der Rasse, in der letzten Verantwortung vor Gott, vor Volksgemeinschaft und Geschichte. Diese Verbundenheit und Verantwortung im ganzen ist nichts anderes als die nationalsozialistische Idee selbst. Aus ihr kommt uns das Fernziel, die Wegweisung und die schicksalhafte Richtungs-gemeinschaft. Darum gibt es für uns keine private Existenz mehr: keine private Religion und Weltanschauung, keinerlei private Lebensform. Die Entscheidung vollzieht sich zwischen den Polen der Religion und der Politik: im Angesicht Gottes und vor der völkischen Lebensgestaltung, und in sie ist alles andere einbezogen: die Glaubenslehre wie die Weltanschauung, der Staat und die Geschichte, die Wissenschaft und das Recht. Allesamt müssen sie in der Bewegung verharren und sich vor den neuen Entscheidungen erneut rechtfertigen. Die äußere und innere Not ist der Preis, den wir als einzelne und als Volk dafür bezahlen müssen, daß wir der Teilhabe an dieser Aufbruchsbewegung gewürdigt sind. Wer aber an den Entscheidungen teilhat und ihnen standhält, der wird in der Volksgemeinschaft zum Führer und Schöpfer — auf dem ihm von Charakter und Eigenart zugewiesenen Lebensgebiet. Ein Stück voraus zu sein und an der Spitze zu marschieren ist sein Glück. Das Versagen vor der großen Forderung aber wird für jeden einzelnen, zumal jeden Berufenen, zur persönlichen Schuld und für das Volksganze zum Volkstod.



Braun-
schweigische
Bergwerks-
ausbeutemünze

des Bischofs Ernst August zu Osnabrück 1679—1698.

Saturn mit Stelzfuß in einer Stadt Geld aus dem Füllhorn in einen Brunnen schüttend.

Inschrift: So schwinden sie (die Dukaten!).

Saturn in Bergwerksgegend trägt in zwei Füllhörnern Erzstücke und gemünztes Gold.

Inschrift: So kommen sie (die Dukaten!).

Alte Bergwerksausbeutemünzen.

Eine kulturhistorische Studie von Fr. K. A. Rose.

Der hoffnungsvolle Aufschwung, den der von der Wirtschaftskrise vielleicht am stärksten betroffene Siegerländer Erzbergbau in den letzten Monaten genommen hat, dürfte auch in der Folgezeit anhalten und zu einer noch vor Jahresfrist ungeahnten Entwicklung dieser bedeutendsten deutschen Erzlagerrstätte führen. Ein historischer Rückblick auf den alten deutschen Brauch, zum Andenken an gute Zeiten im Bergbau Ausbeutemünzen zu schlagen, scheint uns daher gerade in der heutigen Zeit sehr am Platze, zumal es uns gelungen ist, eine große Zahl von teilweise bisher unveröffentlichten Ausbeutemünzen als Musterbeispiele alter deutscher Münzschmiedekunst dem Aufsatze einzugliedern.

Sollte die Wiederbelebung des Siegerländer Eisenerzbergbaues, der nach den neuesten Funden und Forschungen, über die „Das Werk“ im Novemberheft 1933 als erste deutsche Zeitschrift ausführlich berichtete, nachweisbar auf eine mehr als zweitausend-
fünfhundertjährige Vergangenheit zurückblicken kann, nicht den Gedanken naheliegend erscheinen lassen, diesen Wendepunkt in einer aus Siegerländer Eisen geschlagenen Ausbeutemünze für zukünftige Geschlechter festzuhalten?

Gib Zubaß', arbeit,
Wart der Zeit!
Es folgt Ausbeut',
Die dich erfreut. (1709)

Ein tröstlicher Spruch für Gewerke, dem über das Poetisch-Einige hinaus noch nach dreihundert Jahren die bessere Beweiskraft innewohnt, daß sich der wohlgemeinte Rat auf klingendem Erfolge aufgebaut hat — was man nicht ohne weiteres von jeder Lebensregel sagen kann. . . . Vielleicht hatten die mit dieser Silbermünze Beglückten, die Blankenburg im Schwarzburg-Rudolstädtschen zugeschrieben wird, diese Tröstung für eine lange Wartezeit nötig? Etwa wie die Gewerke unserer Lage? Soweit es deren geben sollte, die des Zuspruchs bedürfen, finden sie möglicherweise in dem Lohn ihrer zuwartenden Leidensgenossen in der Ahnengalerie der Anteilhaber die



Braunschweigischer Ausbeutefaler
1670.

hoffnungsvolle Verheißung auf bessere Zeiten auch für sich, wenn sie wahrscheinlich auch nicht so golden oder richtiger silbern sein werden wie jene mittelalterliche Zeit, die man, vom gewerklichen Standpunkt an der Ausbeute gemessen, „das Glück von Henneberg“ zu nennen versucht ist.

Der Grund für die Ausprägung von Ausbeutemünzen im Erzbergbau liegt nicht weitab. Zwischen Erzbergbau und Münzwesen gibt es die natürliche Verbindungslinie der Grundstoffbelieferung. So nimmt es nicht wunder, daß die Erzfundstätten auch Münzstätten wurden, daß wir Bergmeister finden, die zugleich Münzmeister waren (wie der Joachimstaler Jörg Geizkofler). Es lag so nahe, bei festlichen Anlässen auch an den Fundstätten selbst, die für landesgeschichtliche Begebenheiten und Jubeltage ihr Edelgut zur Münze



Fortuna, auf einem Kade im Meer stehend, hält ein geblähtes Segel mit der Aufschrift: Fronte capillata est. (Durch die Stirn wird es geschwellt.)

Braunschweigische
Bergwerksausbeute-
münze (ohne Jahr)
des Bischofs zu Osnabrück
1679—1698.



Inmitten Bergwerksanlagen ein Böpelwerk über Förderseil zwischen zwei mit je einem Füllhorn behängten Tannenbäumen. Aufschrift: Aurea Herciniae Sterilitas. (Die goldene Unfruchtbarkeit des Harzes.)

hergegeben hatten, das örtlich geförderte Metall als sichtbares Denkzeichen zu verwenden. Und so entstanden neben den geschichtlichen Krönungs-, Kriegs- und Hungermünzen, neben den Jetons (von frz. jeter = werfen) auf Familiengeschichte der Vornehmen, so auch der oberen Bergbeamten, wie Geburts-, Vermählungs- und Begräbnismünzen, neben den handwerklichen Schildmarken, den Anerkennungsmedaillen für bergfachliche Leistungen, den städtischen Vorzeichen auch die Jubelmünzen auf festliche Anlässe in den Bergwerksbetrieben selbst. Freudige Ereignisse dieser Art waren erfolgreiche Schürftätigkeit, die endgültige Festlegung von Erzlagerungen, die Erschließung von Anbrüchen, das Anbohren eines neuen Stollenmundloches, das Niederbringen eines neuen Schachtes, Fürstenbesuche und vor allem und in höherem Maße die Ausbeuterverteilung. Ein Johann David Köhler führte schon um 1730 als Grund für die Ausprägung von Ausbeutemünzen an: „indem man damit eines Bergwerks Ruhm hat ausbreiten und die Leute zum fleißigen Bergbau ermuntern und anreizen wollen“.

Dieser „Anreize zum Bergbau“ gab es damals genug. Schätzte doch Joachim David Sprengel in seiner „Beschreibung der harzischen Bergwerke“ (Berlin 1753) die Gesamtausbeute der Gruben am Harze in den Jahren 1643 bis 1743

auf die stattliche Summe von sieben Millionen Reichsthalern. Aus dieser Zeit stammen denn auch die meisten der Ausbeutemünzen, wiewohl man schon Jahrhunderte vorher allenthalben in Deutschland auf Silber fündig geworden war.

Und zwar fündig geworden in einem Ausmaß, das alle Berichte aus dieser Zeit hinsichtlich Wachstum der Fundstellen und Wohlstand der Gewerken gleichlautend läßt. Allerdings war ja auch das Silber — die geringen Goldausbeuten an Elbe und Rhein, von denen die alten Chroniken zu melden wissen, fallen

nicht ins Gewicht — das auf deutschem Boden gefundene edelste Metall und stand hoch im Preise. Bei den Griechen galten zehn Klumpen Silber einen Klumpen Gold, aus Platos Tagen lauten die Schätzungen auf zwölf zu eins, und bei der Schätzung, die König Darius seinen Landen auferlegte, galten zwölf Zentner Silber einen Zentner Gold. Um 1600 kaufte man in ersten deutschen Handelsstädten ein Goldstück um 13 Silberstücke. Aber das Silber stieg ständig im Wert, und bald brauchte man nur noch 12 Silberstücke und um 1650 nur noch $11\frac{1}{3}$ Stück für ein Goldstück zu geben. Auf 20 Silberstücke gab es 200 Kupferstücke, und an den Schmelzöferten entstand man um dieselbe Zeit gar 880 Stück Blei gegen ein Silberstück, ein Preis, der gegen den Tauschwert auf den Handelsplätzen, 600 Stück Blei gegen ein Silberstück, sehr hoch erscheinen will, sich aber wahrscheinlich aus den lastenreichen Bleifrachten erklärt. (Vor fast dreihundert Jahren somit schon erhebliche Marktpreisunterschiede infolge hoher Frachtsätze!)

Daß diese Schilderungen vom Reichtum der Funde, die nacheinander mit solchem Staunen wie „ungläubig“, „unfänglich“, „wie sie ein Bergmann dergleichen nie gesehen“ bedacht wurden, nicht übertrieben waren, das lehren die tatsächlichen Ausbeuten jener Tage, die ein Leckerbissen auf dem mageren Börsenspeisezett unserer trostlosen Zeiten wären! Sprengels Schätzung der Jahrhundertausbeute 1643 bis 1743 in Höhe von sieben Millionen Reichsthalern wurde schon einleitend vermerkt.

So spottete Deutschland — von wo etwa um 1650 ein Papst Clemens etliche Erzgräber nach Italien hatte berufen lassen, um „etlich von Schwatz berüssen zu lassen“, die von viel Metall in Italiens Bergen wissen wollten, wobei aber befunden wurde, daß dort nicht viel zu erjagen sei wegen der hohen Geshungskosten — der Weis-



Harzer Ausbeutemünze
(ohne Jahr).

Wilder Mann, aus einem Füllhorn
Münzen ausschüttend.

Inschrift: Non sibi servat opes in publica commoda fundit.

In freier Übertragung: Gemeinwohl geht vor Eigennuß.



Harzer
Erinnerungsmedaille

1729.

Von der Sonne bestrahlte Bergwerks-
ansicht; darüber das Braunschweiger
Roß.



Hessische
Ausbeutemünze der
Bergwerke am Jtter
1715.

Ansicht des von Bergwerksanlagen durchsetzten Jtters-
tales, im Vordergrunde das gekrönte, von zwei Löwen
gehaltene hessische Wappen.



Rehrseite:
Landgraf Ernst Ludwig von Hessen
zu Pferde.

heit des Plinius, daß Reinsilber nicht zu schürfen sei, und die
Gruben gaben ihren reichen Segen. Solcher Segen des flei-
ßigen Bergbaues wurde dann, wie wir aus Johann David
Köhlers Munde schon gehört haben, zur Ausbreitung des
Ruhmes des Bergwerks und zur Ermunterung und zum An-
reiz in den Ausbeutemünzen festgehalten zum besonderen
Gedenken. Oder auch in Gedichtform.

Albinus Meisnische Bergchronika hat uns auf die Marien-
berger Ausbeute in 1540, die die besten Fundorte über-
flügelt haben muß, folgende Verse übermittelt:

Ausbeut hat man gegeben
Trinitatis im Vierzigsten Jahr
Hundertmal tausend Gilden
Und dreizehntausend fürwahr,
Zweihundert zwei und sechzig
Gab man auf ein Quartal.
Da wurden sehr erfreuet
Der Gewerken große Zahl.
Desgleichen ist nicht geschehen
Wohl in Ect. Joachimsthal,
Daß man hätte soviel geben
Ausbeut auf ein Quartal.

Ect. Annenberg dergleichen,
Und Freyberg auch dazu
Lät solches nicht erreichen,
Seind doch guter Bergstädte zw.

In segensreichen Gewinnungsjahren war Marienberg im
sächsisch-böhmischen Erzgebirge, das die Bergarbeiter auf der
„wüsten Schlette“ zur Stadt ausbauten, in den 19 Jahren
seit seiner Gründung (1540) bereits zu dem Glanztage seiner
bergmännischen Geschichte aufgestiegen.

Vornehmlich aber bediente man sich zur Verewigung des
Ruhmes des Bergbaues allerorten der Erinnerungsmün-
zen aus dem gewonnenen Metall, das durchweg Reinsilber
war. Prägungen dieser Art gibt es aus allen Teilen des
deutschen Landes, in denen Silbervorkommen waren.

Die Beschriftung der alten Bergwerksmünzen, die uns auch
wissenschaftliche berggeschichtliche Daten überliefert hat, ist eine
wahre Fundgrube für die Nachweisung der Spruchweisheit
unserer Vorfahren. Fromme Wünsche religiös vertieften Ge-
halts wechseln mit weltlichen Betrachtungen, sprichwörtliche
Lebensregeln mit humorvollen Einfällen. Daß sie ab und an
schon mal auf ganz besonders persönlichen Erfahrungen auf-
gebaut sein mögen, mag folgender Joachimstaler Rat bekunden:

Hüt dich, Narr, und nimm kein Weib,
Guter Mut ist halber Leib.

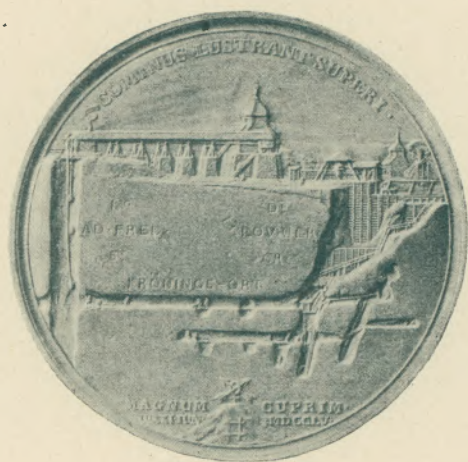
Lassen wir jedoch den weisverachtenden
Münzmeister, der sicher auch für die andere
Joachimstaler Münze verantwortlich zeich-
nete: Weiberlist übertrifft Lebens-
stärk (Datum unbekannt), mit seinem Welt-
schmerz allein und beschränken uns auf die
literarische Ausbeute der reinen Berg-
werksausbeutemünze und beginnen wir
gewissermaßen mit einem Gegenstück zu jenen
Münzen, die den Liebeschmerz zwar nicht
in alle Rinden, sondern in Erz gruben, mit
einer Medaille, die den göttlichen Liebesboten
mit dem Bergbau in Berührung bringt!

Ein gelungener Einfall, Amor als Ru-
tengänger darzustellen! Und eine köstliche
Ausführung: Amor mit Schachtmütze und
langem Hinterleder, den Köcher an der Seite,
schreitet über den mit der Wünschelrute ver-
tauschen, auf dem Boden liegenden Bogen
hinweg. Als Umschrift: Ruthe weise
glücklich an!



Schwedische
Ausbeutemünze
1687.

Geprägt anlässlich des Besuches Karls XI.
auf der Silbergrube Salor.
Unter strahlender Sonne
der König mit Gefolge auf der Schacht-
sohle stehend.



Schwedische
Ausbeutemünze 1755.
Geprägt anlässlich des Besuches König Adolf
Friedrichs auf dem Bergwerk Salun.
Durchschnitt
durch das Saluner Bergwerk.



Harzer Ausbeutefaler 1605.

In Bergwerksgegend stehender wilder Mann mit Baumstamm
in der Rechten.

Inskrift: Sincere et constanter. (Aufrecht und standhaft.)

Auf der Rückseite Amor am Amboss beim Münzen-
schlagen; rechts ein mit Münzen gefülltes Gefäß, dazu als
Umschrift:

DASS ICH AUS BEUT MUENTZEN KAN.

Die Beschriftung dieser Münze, die auf dem Amboss die
Jahreszahl 1719 trägt, gibt auch zugleich durch die Zweitei-
lung des Wortes „AUS BEUT“ Aufschluß über seine Her-
kunft: das Erträgnis „aus der Beute“, aus dem Gewinn der
Förderung. Auch in anderer Hinsicht interessiert die Münze;
verraten doch bildliche Darstellung (Wünschelrute) wie
Inskrift, daß die Rutengängerei der Alten sicher verschiedent-
lich mit Erfolg angewandt worden ist (Wünschelrute geht
auf das altdeutsche Stammwort *wunschen* = zaubern zurück)¹.

Bedauerlich, daß die Münze, deren
Prägung wohl ein tatsächliches
Sündigwerden nach Ausschlag der
Zauberrute zugrunde liegt, nicht
außer dem Datum auch Aufschluß
über den Fund- und Münzort
gibt².

Wünschelrute aber und Men-
schenhand waren nicht das allein,
auf dem sich aufbaut „alle Kunst
des Bergwerks von wunder-
werden Gottes voll“, wie es in
einer alten Cosmographia des

¹ Auch ein alter Holzschnitt aus
dem sechzehnten Jahrhundert: „Von
Bergwerk so in Teutscher Nation / und
besonder im Elsaß zu unsern Zeiten ge-
funden / und was wunderbarlich ding
darinn gesehen werden“ stellt neben dem
„Hauer, Hutman, Zerfeker, Seuberer
und Haspler“ im Bergwerksinnern
über Lage den Rutengänger dar, wie
er mit seiner „Glückrut“ (Virgula
diuina) fähnen Laufes das Gebirge
abschreitet.

² Diese Denkmünze wurde geprägt
gelegentlich des Saturnfestes, das anläß-
lich der Vermählung der Erzherzogin
Maria Josepha mit König August III.
von Polen im Jahre 1719 stattfand.

sechzehnten Jahrhunderts heißt, die „von der natürlichen
Heimlichkeiten forschen mittheilen will / damit menig-
lich je sehe / was doch Gott uns zu gut / und durch uns
zu seinen ehren nichts underlaßt zu würcken“. Auch der Berg-
mann jener Tage hielt es mit dem Verse des Lutherliedes, das
durch die vollbesetzten Kirchenschiffe brauste: Mit unsrer
Macht ist nichts getan. Menschenkunst und Gottes Gunst, die
mußten fein zusammenwirken, sonst war es gar böß bestellt.
Und so sang der Hauer in seinem Bergreihen, dem ältesten
uns überlieferten Bergmannslied, das nach des Knaben
Wunderhorn auf 1543 zurückzuführen ist:

Wenn er [der Hauer] nun sitzt und will bestechen
Die ganze Woche so sehr,

Hilf, lieber Gott, das Erz
woll' brechen —
Wir ringen ja fast nach Erze.
Gott hat uns selber verriegelt
gar schon,
Für manchen gar verschlossen,
Es bauet mancher Mann über
das Jahr.
Er wird des gar hart
verdrossen.
Gott will es uns wieder
aufriegeln gar schon.
Der Hauer mit seinen Händen,
Er getraut des zu genießen
zwar,
Wenn uns nun Gott ein Glück
gäb',

Daß wir das Erz begreifen ...

Des Lobes des Herrn voll aber
war der Bergmann, wenn er nun
endlich „das erz begriffen“ hatte,
und so trägt, dem frommen Zuge
jener Zeit entsprechend, manche
Bergwerksmünze das Lob
Gottes in weite Lande. Der
Gewerke Alapeck (Joachimstal um
1560) gab wohl seiner geldlichen
Erleichterung durch seine Ausbeute



Vierfacher Glücksthaler
aus dem Jahre 1624.

Vier Felder: 1. Reiterbeize, 2. Fischfang, 3. Acker- und Berg-
bau, 4. Metallschmelze.

Dazwischen der ins Kreuz gestellte Spruch: Die Menschen in
der Welldt trachten also nach Gelt.

nach Zeiten des Mißerfol-
ges so Ausdruck:
In der höchsten Not
Hilft der getreue
Gott.

Sein Mitbürger und
Zeitgenosse, der Zehnt-
amtsverwalter Hans
Günther von Maren,
hatte (um 1545), gewiß
mit Befriedigung über
unterlegene Widersacher,
auf einer Münze sein
Gottvertrauen bekundet:
Wann Gott wird mit
uns,

Wer wird wider uns.

Auch der Prager Münz-
wardein Tobias Gebhard
hatte (1552 bis 1568) sich
des frommen Spruches
bedient:

Gott gibt, Gott
nimbt,
Kein Zeit bestimmt.

Und später (1619 bis
1625) hatte der Münz-
meister zu Goslar, Her-
mann Schlaubusch, ein
Gnadengebet in Erz ge-
schlagen:

Gottes Gnade Hulf und Rath
Sey allzeit bei mir fruh und spath.

Die Fundorte sind allerwärts mit frommen Namen belegt
worden — ich führe an im Erzgebirge St. Annaberg, im Harz
Gottes Segen und Güte des Herrn, im Freibergischen St. Anna
und die Himmelfürst-Fundgrube, im Surbeßtal (Elßaß) Unser
Frau zum kühlen Brunn und St. Jakob. Auch sind die Aus-
beutemünzen mit dem erzenen Dank für „Gottes Segen“ sehr



Originalmodell

des im Jahre 1915 aus Anlaß der hundertjährigen Zugehörigkeit der Grafschaft
Mansfeld zu Preußen aus Mansfelder Silber geprägten Erinnerungstalers.

zahlreich. Wir finden ihn
in der nachstehenden oder
ähnlicher Form: „Gott
segne das Bergwerk“
auf einer Bergmünze
(1750) mit dem gekrönten
Namenszuge des Gra-
fen Johann Friedrich
Alexander von Neuwied,
auf einer Ilmenauer Sil-
bermünze vom Jahre
1692 (die als Wertmünze
anzusehen ist), vom Stol-
berger Bergwerk „Der
schwarze Hirsch“ bei
Straßberg am Südharz
(ein Hirsch vor einer ge-
krönten Säule mit der
Umschrift: Gott seegne
und erhalte unsere Berg-
werke), von Holzkappel
bei Dieß an der Lahn,
auf einer reußischen Aus-
beutemünze, vom Rei-
chen Silberanbruch zu
Freiberg. Hier wird auf
der Rückseite in vier-
zehnzeiliger Beschriftung
auch die 13½ Zentner
wiegende Ausbeute zweier
Quartale überliefert: Der

Anbruch / auf dem Kreuze / des Neuhoffnungser Flachen / mit
dem Christian Stehenden / 1. Lachter über 1/2 7. Bezeugstrecke /
im Felde von / Himmelfahrt samt Abraham / Fundgrube bei
Freiberg / gab in den Quartalen / Reminiscere und Trini-
tatis 1647 / aus 23/4 Quadratlachter / Gangfläche / 13½
Centner gediegen / Silber.

In sehr geschickter Weise mußte der Zellerfelder Münz-
meister Johann Benjamin Hecht Harzer Grubennamen



Freiburger Ausbeutemünze der St. Anna-Fundgrube 1690.

Ansicht der Bergwerksanlage mit Brücke und Wasserleitung.
Inscription: Was Menschenhand durch Gott thun kann, das sieht man
hier mit Wunder an.



Lichtbild: Neumann.

Außen- und Innenansicht der Grube, darüber Hand aus Wolken,
ein Geldstück haltend.

in frommen Sprüchen auszumünzen. Der Grube Gottes-
segens, die „in Ausbeut im D. Cruc.³ 1760 kam“, gab er diesen
Ausbeutespruch unter Anknüpfung an den Grubenamen
— ein altes Volkswort — mit: An Gottes Segen ist
alles gelegen.“

Für die Grube Güte des Herrn verwandte Hecht den Psalm-
vers: Die Erde ist voll der Güte des Herrn. (Die
Grube Güte des Herrn kam in Ausbeute im Quartal Reminif-
zere 1746.)

Und für die Grube Regenbogen schlug er eine Münze, auf
deren Prägebild eine hügelige Bergwerkslandschaft von einem
Regenbogen überspannt wird, eingefasst von der Umschrift:
Lobe den, der ihn gemacht hat. (Die Grube Regen-
bogen kam wieder in Ausbeute im Quartal Luciae 1764.)

Fügen wir hier die zur zweihundertjährigen Reformations-
feier im Jahre 1717 geprägten Stolberger Bergwerksmünzen
an, die auch Ernst zu den Ausbeutemünzen rechnet und die den
Jubelton der Festfeier mit der Freude über das bergbauliche
Gedeihen zusammenklingen läßt:

Wir feiern jetzt ein Jubeljahr:

Das Bergwerk gibt die Münze dar.

Eine andere Stolberger Münze zur gleichen Gelegenheit
(am 31. Oktober 1517 schlug Luther an der Wittenberger
Schloßkirche seine 95 Thesen an) rief das Lutherwort hinaus:

Das Wort sie sollen klar lassen stahn

Und kein Dand ferner haben.

Eine der Stadt Blankenburg in Schwarzburg-Rudolstadt
zugeschriebene Münze, die auf der Frontseite auch den schon
häufiger angeführten Spruch „An Gottes Segen ist alles
gelegen“ aufweist, trägt auf der Rückseite unter Schlägel
und Eisen, die neben den alchimistischen Zeichen des Goldes,
Kupfers, Eisens, Bleies, Silbers, Zinns und Quecksilbers und
dem Bergmannsgruß „Glück auf“ naturgemäß vielfach ver-
wandelt wurden, die materielle, humorvolle Inschrift (1719):

Wenig Zubuß, viel Ausbeute

Macht recht fröhliche Bergleute.

Gottes Günst und — Menschenleiß, ohne das eine oder
das andere geht es nicht. Wie es auf einer bemerkenswert
großen und künstlerisch hervorragenden Medaille der St.-
Anna-Grube zu Freiberg heißt (1690):

Zum Meißner Rothen Furth hat auf St. Annen
Schacht

Bei Freiberg Gott und Fleiß uns diese Ausbeut
bracht.

Von der gleichen Grube und aus derselben Zeit stammt die
ein gleiches besagende Münzinschrift:

Was Menschenhand durch Gott thun kan

Das sieht man hier mit Wunder an.

Auch von der Grube Friedrich Christian im Oberamt
Wolfach im Schapachtal, die vornehmlich auf Kupfer abgebaut
wurde, liegt (aus 1790) eine Ausbeutemünze vor, die den
Dank an Gott mit dem Stolz auf Fleiß und Können verbindet:
Mit Gott durch Kunst und Arbeit.

Von besonderem Reiz sind in der Reihe der Bergwerks-
münzen die Ilmenauer Ausbeutetaler. Der Dreißig-
jährige Krieg hatte das fleißige „Freie“ Bergstädtchen Ilmen-
au am Fuße des Thüringer Waldes stillgelegt. Mit welchem
Erfolge die Wiederingangsetzung der Gruben erfolgte, zeigen
die Münzen. Die nachstehend von Ernst angeführten Taler
enthalten samt und sonders eine Anspielung auf die Zugehörig-
keit Ilmenaus zur Grafschaft Henneberg (1343 bis 1583).

Eine 1639 vom Ilmenauer Münzmeister Bastian Altmann
gezeichnete Münze, das „neue Henneberger Geld der Herzöge
von Sachsen“, in deren Besitz Ilmenau 1631 kam, zeigt auf
der Rückseite auf einem Hügel eine Henne unter dem Wort

„Foecunditas“ (Fruchtbarkeit), um die Henne einen Kauten-
kranz, darunter „Securitas“ (Sicherheit). Die lateinische
Beschriftung heißt in der Übersetzung:

Nachdem mit Gottes Hilfe die Metalladern zu Ilmenau
wieder in Abbau genommen, die Schächte hergestellt und
neue Gänge erschürft, die einbrechenden Wasser durch die
stärksten Künste und einen neu angelegten staunenswürdigen
Teich gewältigt, eine Vergordnung erlassen und dem Lande
seine natürliche Frucht wiedergegeben worden, hat der
Herzog zu Sachsen diese Denkmünze schlagen lassen.

Ein grammatikalischer Fehler (dux = Herzog statt duces
= Herzöge) führte zur Vernichtung der ganzen Prägung,
soweit sie greifbar war. Daher gehören diese Stücke zu den
größten Seltenheiten.

Ein anderer Ilmenauer Taler mit gleichem Avers zeigt
auf der Rückseite die Henneberger Henne auf einem dreifachen
Hügel und unter Strahlen, die von dem Namen Jehovah
ausgehen. Die Umschrift lautet: Fructu multiplici coelo
foecundor ab alto, in der Übersetzung: Ich werde von
oben mit vielfältiger Frucht gesegnet.

Der an Einfällen reiche Bastian Altmann hat das Motiv
der Henne noch auf einer Reihe weiterer Münzen glücklich
und nicht ohne Humor verwandt. 1694 brachte er eine Münze
heraus, die die Henne mit erhobenem Fuß darstellt, und mit
der Umschrift: Pinguescit dum eruit — Sie wird fett,
indem sie scharrt.

Wenige Jahre später versichert eine Münze von der Henne:
Tuetur et auget, das heißt: Sie beschützt und ver-
mehrt.

Die ununterbrochene Kette der Prägungen aus den Jahren
1699 bis 1702 sei dem Zweifler Beleg für dies Pracht-
exemplar und Muster einer Henne.

Die Münzmeister, die Bastian Altmann folgten, konnten
auf ihren Ausbeutemünzen noch um ein Jahrhundert später
seinen Einfall — ausbeuten. Eine Münze vom Jahre 1795
schildert die Klassehenne so: In rutilo niveas gemmantas
exhibet alas — Die Flügel glänzen rot und weiß.

Eine kostbare Henne, deren Flügel Kupfererz und Silber sind!

Daß der Ilmenauer Segen nicht nachließ, sondern daß die
Henne ihre kostbare Eigenschaft wahrte, davon legt eine 1797
geschlagene Münze Zeugnis ab, auf deren Rückseite folgende
Umschrift das treue Tier umgibt:

Weil Gottes Flügel selbst mich hegen,

Fang ich an, mehr und mehr zu legen.

Das war das Glück von Henneberg, mit Gottes Günst und
des Bergmanns Kunst und Fleiß gefördert aus „erzgeschwän-
gertem Grunde“. Ein Förderglück, wie es Theodor Körner
besang:

Wie stillgewebt durch die Felsenwand

Erglänzt das Licht der Metalle,

Und das Häufel in hoherhobener Hand

Caust herab mit mächtigem Schalle,

Und was wir gewonnen im nächtlichen Graus,

Das ziehen wir fröhlich zu Tage heraus.

Viel Ausbeute macht recht zufriedene Bergleute, wie es
auf dem schon angeführten Blankenburger Münzstück heißt.
Aber ohne Arbeit und ohne — Zubuße kein Preis, und das
uralte Volkswort „Ohn Müß kein Preis“ hat auch eine erzene
Mahnung und einen Zuspruch gefunden in der vom Freiburger
Rektor J. G. Videmann in seinen Einladungsschriften
(Freiberg 1755) angeführten Münze unbekannten Datums
und Prägeortes:

Wer der Ausbeut will genießen,

Laß sich Zubuß nicht verdrießen.

Einmal tun alle Felsenklöffer ihre Schätze auf dem frohen
Herrn der Welt, wie Novalis singt, und wer weiß — ob es
dann nicht ein neues Glück von Henneberg wird?

Wer weiß?

³ Im Bergbau wird das Jahr in die vier Quartale Reminifzere,
Trinitatis, Crucis und Lucia eingeteilt.

Ausbeutetaler
der
Grube „Lautenthals Glück“
1745.
(Umschrift vgl. Seite 301.)



Das Glück von Lautenthal.

Sieben Ausschnitte aus einem Roman von Paul Ernst*.

Die Harzreise.

U In einem Frühlingsabend des Jahres 1685 ging ein junger Mann auf der Landstraße von Bienenburg nach Goslar. Er trug ein mäßiges Ränzlel, schwang fröhlich einen Knotenstock und hatte recht bestaubte Schuhe. So mochte er wohl schon den ganzen Tag gewandert sein, aber Gang und Haltung zeigten doch keine Müdigkeit. Als er unter das Stadttor trat, schob der Torschreiber sein Fenster hoch und sah ihn stumm an; der Jüngling grüßte höflich und wies einen Wanderschein vor; der Torschreiber rückte sich die Brille auf die Stirn und las bedächtig, indem er das Gelesene schwerfällig murmelte: „Kurfürstlich sächsischer Bergstadt Annaberg. Bürgermeister und Magistrat. Hm hm. Kurt Pfeffer, geboren den — hm — 1660, ehelicher Sohn des Geschworenen Hans Pfeffer und seiner — hm hm. Auf Wanderschaft. Hm. Was habt Ihr in Goslar vor?“ — „Übernächtigen. Durchwandern“, erwiderte Kurt Pfeffer höflich, aber kurz. „Hm hm. Neu Bergwerk, neu Geschrei“, sagte der Torschreiber. Der Jüngling lachte und zeigte seine gesunden Zähne: „Einen ordentlichen Kerl, der seine Sache versteht, können sie überall brauchen.“ — „Unserem kommt viel vor“, sagte der Torschreiber. „Nun Gott befohlen!“ schloß er und küpfte das Mützchen. „Gott befohlen!“ sagte Kurt, grüßte höflich und ging in die Stadt hinein auf den Raßentöpfen des Bürgersteigs.

Da reichten manche Herbergen ihren Arm heraus und winkten ihm zu. Prüfend sah er jedesmal das Haus an, dann ging er weiter. In der Nähe des Marktes war ein sauberes, kleines Haus, das hatte als Zeichen ein goldenes Lamm herausgehängt. Kurt musterte es schnell, dann ging er die Trittstufen hoch, öffnete die Tür, deren Himmel laut und nachhaltig klingelte, und trat in die reinlich gescheuerte Diele mit dem rot gepflasterten Boden. Der Wirt, ein behäbiger Mann in den Fünzigern, trat gerade durch die Hoftür in das Haus; er warf einen schnellen Blick auf den Fremden, dann zog er das Räppchen und fragte freundlich: „Was wünscht der Herr?“

Das Glück von Lautenthal, Roman von Paul Ernst. Albert Langen/Georg Müller, Verlag, München. 2. Auflage. 6. bis 10. Tausend. 240 Seiten. Gebunden RM. 4,50.

„Ein sauberes Bett und zu essen und trinken“, erwiderte der Jüngling.

Der Wirt nahm brummelnd einen Schlüssel mit angehängtem Holzflöschchen vom Schlüsselbrett und stieg schwerfällig die Treppe hoch. Kurt folgte ihm ungeduldig. Oben schloß der Alte ein Zimmer auf; er sagte: „Drei Betten, aber es wird heute wohl niemand mehr kommen, dann seid Ihr allein.“ Damit ging er.

Kurt hängte sein Ränzlel am Hakenbrett auf; er entnahm ihm eine Bürste und bürstete sich Schuhe und Hosen; dann nahm er die Waschschüssel, ging mit ihr auf den Hof, füllte sie an der Pumpe mit Wasser und stieg mit ihr wieder nach oben. Aus dem Küchenfenster sah neugierig ein junges Mädchen; er nickte ihr grüßend zu, sie grüßte wieder und wurde rot.

„Ein hübsches Mädchen. Das will ich für ein gutes Zeichen nehmen für meinen Eintritt in den Harz“, dachte sich Kurt.

Draußen auf der stillen Straße ging gelegentlich einmal jemand vorbei, etwa ein bedächtig altes Weiblein, das ein Töpfchen sorgsam mit beiden Händen trug. Vom Dom kam ein schweres Geläut, die andern Kirchenglocken fielen hämmernnd, läutend und bimmelnd ein. Kurt sah in die Ecke, in der Marie in den Keller hinabgestiegen war, um das Bier zu holen; zuletzt war noch ihr Köpfchen mit dem schweren Haarnest zu sehen gewesen, sie hatte noch einmal schnell den Kopf zu ihm gewendet und hatte freundlich gelacht. „Sie ist aus guter Familie“, dachte er, „und ist gesund, und hat zugreiffische Hände, und hat ein fröhlich-gutes Gemüt, da wäre ich wohl trefflich aufgehoben.“

Der Ausbeutetaler.

Marie kam wieder in das Gastzimmer. Sie hatte einen Taler in der Hand, den legte sie vor Kurt hin und sagte: „Das ist ein Lautenthaler Ausbeutestück, den Taler wollte der Vater nicht ausgeben, weil er so ein vererbtes altes Stück ist, deshalb hat er ihn mir geschenkt, denn er sagte: „Du hältst es schon zusammen, das ist eine Sünde, so ein Stück auszugeben.““

Kurt nahm den Taler in die Hand und betrachtete ihn,

indessen auf der anderen Seite des Tisches Marie stand, den einen Arm untergeschlagen und das Kinn auf die andere Hand gestützt, und ihm aufmerksam zuschaute.

„Das ist ein schönes, altes Stück“, sagte Kurt, „das verstehe ich, denn ich habe schon selber Muster in Buchsbaum geschnitten, nach denen der Eisenschneider dann arbeiten konnte.“

„Das Silber war von der Sanct-Jacobs-Grube, die nun eben abgebaut ist“, sagte Marie, „deshalb steht auf der Vorderseite Sanct Jacob mit Stab und Buch und Muscheln an dem Hut; und siehst du, auf der Erde liegen Muscheln, und darauf geht auch die Umschrift, die kann ich aber nicht lesen, denn die ist lateinisch.“

Kurt drehte den Taler in der Hand und las langsam: „Es heißt: ‚Gott vermehre unsre Erze wie die Muscheln.‘ Nämlich, wie die Muscheln im Meer wachsen, so wachsen die Erze im Gestein.“

Kurt drehte den Taler um: „Ja, das ist nun das Wappen der Braunschweigischen Herrschaft, fünf Helme sind darauf, und es wird gehalten durch den wilden Mann. Nämlich, der wilde Mann hat auch mit dem Bergwerk zu tun. Denn wie die ersten frommen Bergleute in die Wälder gekommen sind, da haben sie den wilden Mann getroffen; mit dem haben sie erst kämpfen müssen, bis sie ihre christliche Arbeit anfangen konnten.“

So sprach Kurt belehrend, und Marie hörte ihm andächtig zu. Dann nahm sie ihren Taler wieder zurück und sagte: „Davon hat mir mein Vater auch erzählt, wie der Ahn zuerst nach Lautenthal gekommen ist, das ist vor über hundert Jahren gewesen; er sagt, es sind wohl anderthalbhundert Jahre her, wie der Herzog Heinrich regiert hat. Da ist er mit den Bergleuten nach Lautenthal gekommen. Da hatte er nämlich eine Runse beobachtet, in der wuchsen Goldmilchkraut und Binsen, da hat er abgeteufst, das ist nun der Sanct-Jacob-Schacht. Aber den wilden Mann haben sie damals nicht mehr gesehen, den hatten wohl schon die Alten vertrieben.“

Der Geschworene.

Da war nun das Haus des Geschworenen. Es war größer als die andern Häuser, es war nicht ebenerdig, sondern hatte einen aufgesetzten Stock. Mit raschem Schritt stieg Kurt drei Stufen hoch, dann öffnete er schnell die Haustür und trat in den rot gepflasterten Flur. Die Hausglocke an langer Feder bimmelte nach.

Aus einer Stube kam eine Stimme: „Wer ist da?“ — „Ich will den Geschworenen Wiedenhöfer sprechen“, antwortete Kurt. — „Der bin ich. Eintreten“, kam es zurück.

Kurt klopfte an, dann legte er die Hand auf den Drücker und trat ein. Der Fußboden der Stube war sauber gescheuert und mit weißem Sand bestreut. An der Wand gegenüber war ein Bett, in dem lag halb sitzend ein alter Mann, ein großes, rotes Gesicht, von schneeweißem Haupthaar und Bart umrahmt. Die alten Augen blickten scharf unter schiefen Lidern hervor; sie waren wie zäh verharzt. Die beiden verunzelten Hände lagen auf der blau und weiß gewürfelten Bettdecke.

„Ich kann nicht mehr aufstehen; das ist das Alter, daß ich liegen muß, aber sonst bin ich gesund“, sagte der Mann, indem er Kurt forschend ansah. Der nahm rasch die niedrige Stube in sich auf; der Ofen mit dem springenden Roß auf der Platte war stark geheizt, und durch die drei Schlige der Ofentür spielte der Schein; in den Fenstern standen blühende Alpenveilchen in Töpfen; da waren noch zwei hölzerne Stühle, ein Tisch und ein Schrank.

Kurt trat zögernd näher. „Setz dich“, sagte der Alte. „Hole dir einen Stuhl.“

Kurt holte den einen der Stühle, in dessen Lehne ein Herz eingeschnitten war, stellte ihn neben den Liegenden und setzte sich. „Ich heiße Kurt Pfeffer und bin aus Annaberg, wo mein Vater Geschworener ist. Ich verstehe den Bergbau, und ich suche mir Arbeit.“

„So, so“, sagte der Geschworene. „Dein Vater ist Geschworener. Ja, in Annaberg verstehen sie ihre Sache. Hier bist du schlecht angekommen. Ich habe noch drei Leute. Da kann ich keinen brauchen, der befehlen will. Einer kommt immer des Abends zu mir und berichtet, dem sage ich dann, was den andern Tag gemacht werden soll.“ Er erhob matt die Hand und ließ sie wieder auf die Bettdecke fallen. „Du hast wohl schon gehört, wie es hier aussieht. Aber du kannst die Nacht bei mir bleiben, auf dem Boden in der Kammer steht noch ein Bett, da schläfst du. Am Abend kommt eine Frau, die wartet mir auf, da kannst du auch mitessen.“

Man sah dem Alten im Gesicht an, wie er sich über seine Hilflosigkeit grämte. Er sagte: „Es ist nichts, wenn man zu alt wird. Aber das ist nun Gottes Ratschluß. Er wird schon seine Absichten gehabt haben.“

Kurt dankte für das freundliche Anerbieten. Aber der alte Wiedenhöfer sagte: „Da ist nichts zu danken. Du bist auch vom Bergwerk, du bist auch gut, das habe ich gleich gesehen, wie du herinkamst, wie du da vorsichtig aufgetreten bist. Nun, das ist denn so, wie wenn ein Sohn zu einem kommt, und man liegt im Bett und die Kräfte wollen nicht mehr. Du bist wohl über Goslar gegangen?“

Als Kurt bejahte, fragte er: „Hast du da vielleicht das ‚Goldene Lamm‘ gesehen? Das ist nämlich mein Bruder, der das Gasthaus da hat.“

Kurt erzählte ihm, daß er in dem Hause genächtigt und seine Tochter getroffen hätte. Ein Schein des Glücks flog über das Gesicht des alten Mannes. Er sagte: „Ja, das Mädchen ist gut. Sie darf nicht wissen, daß ich hier liege, sonst kommt sie. Ich bin ja gut versorgt; es ist nicht nötig. Mein Bruder hat nämlich keine Kinder, und da ist doch eine Zukunft für sie.“

Es war, als ob er plötzlich kräftiger wurde. Er erzählte: „Ich bin nun vierzig Jahre lang hier Geschworener gewesen. Meinen Vater haben die Soldaten auf der Grube erschlagen, auf dem Sanct Jacob; das geschah, wie der große Krieg fast zu Ende war. Er liegt ganz oben auf dem Gottesacker begraben, man kann von da zum Sanct Jacob sehen. Da bin ich denn Geschworener geworden. Die armen Leute, die ihr Geld im Bergwerk stecken haben, kriegten nichts heraus, sie sollten noch Zubusse zahlen, und die armen Bergleute konnten keinen Lohn kriegen. Das waren schlimme Zeiten damals; manche Nacht habe ich wach gelegen, denn auf mir lag doch die Verantwortung. Und dann ist es so gekommen, da hatte ich schöne Ausbeuten, lange Jahre hindurch, da konnte ich an die Gewerke verteilen; viel Silber ist da in die Welt gegangen, und die Bergleute hatten ihr schönes Gedinge und verdienten. Da hat es mancher zu etwas gebracht, der ordentlich war und es zusammenhielt. Ja, das waren schöne Zeiten, und da bin ich auch stolz gewesen. Als ob ich das Silber hätte wachsen lassen! Wie das denn so ist mit dem Menschen. Gott schickt uns die schweren Zeiten, damit wir klug werden, sonst bleiben wir dumm.“

Da lag nun der gesunde alte Mann, er mochte wohl an die siebzig zählen, und Kurt verspürte, daß er nicht lange mehr zu leben hatte; der Alte verspürte es auch. Er sagte lächelnd: „Ja, wenn es Abend ist, dann geht man schlafen.“ Er sah freundlich auf Kurt hin. Er sagte: „Ich bin ein guter Rutengänger gewesen. Ich denke ja immer, wenn ich mich noch einmal aufraffen könnte und ginge mit der Rute in den neuen Stollen, dann würde mir die Rute etwas zeigen. Da ist etwas, das weiß ich so gewiß, wie ich hier liege. Ein schöner Gang ist da, ein großer Gang. Aber wie

* Siehe die Abbildung auf der gegenüberliegenden Seite.



Braunschweigischer achtfacher Taler der St.-Jacobs-Grube im Harz 1634.

Links: Von zwei Löwen gehaltenes fünffach behelntes Wappen.

Umschrift: Oceani fructus conchae sunt atque metalla ut conchas auge nostra metalla deus.

(Übersetzung siehe Text Seite 298.)

Rechts: Unter strahlendem Gottesnamen St. Jacob mit Stab und Buch. Im Hintergrunde rechts eine von der Sonne bestrahlte Bergwerksanlage, links eine eintürmige Kirche.

sollen ihn die Leute finden? Das Rutengehen ist zu anstrengend für mich, wie ich jetzt bin. Gestern bin ich aufgestanden aus dem Bett und habe mir die Hose angezogen, und habe die Rute bloß so in die Hände genommen; da bin ich gleich ohnmächtig hingeschlagen. Mit der Rute kann ich nicht mehr gehen. Und man soll Gott nicht versuchen. Kannst du denn mit der Rute gehen?"

Kurt schüttelte den Kopf.

„Ja, das ist nun eine Gabe“, sagte der alte Wiedenhöfer. „Wer sie nicht hat, der hat sie nicht. Es ist hier keiner, der mit der Rute gehen kann. In früheren Zeiten gab es viele, welche die Gabe hatten. Die Alten, ja, die haben etwas verstanden.“

Das tote Bergwerk.

Kurt ging aus dem Haus und auf die Straße. Da war auf der einen Seite das trockene Bett der Laute, und auf der andern Seite reiheten sich Häuserchen. Er bog dann rechts ab, überquerte das leere Flußbett und folgte einem rasenbewachsenen Fußsteig, welcher an dem Gefänge entlang lief. Er mußte ziemlich steil ansteigen, da stand er vor dem runden Gaipelhaus, und da tat sich der Grubeneingang auf. Das war nun alles tot und leer.

Er hatte ja gewußt, daß hier nicht mehr gearbeitet wurde und daß er nicht einfahren konnte, trotzdem hatte es ihn zuerst nach hier oben getrieben; er hatte wohl dumpf an den Taler gedacht, welchen Marie ihm in Goslar gezeigt hatte. Plötzlich überkam es ihn, daß er eine Sicherheit hatte, genau so, wie der alte Wiedenhöfer gesagt: „Da ist etwas, das weiß ich gewiß. Ein schöner Gang ist da, ein großer Gang.“ Er lachte und piffte ein paar Takte. Dann drehte er sich um und sah sich die Gegend an: Dort unten rechts, das mußte die Hütte sein. Und links lag das Pochwerk, und dabei war der Eingang zu dem neuen Stollen, den der alte Mann trieb. Da hinein konnte er gehen. Vielleicht sah er etwas, das er dem Alten mitteilen konnte.

Er ging, den Weg abkürzend, gerade durch den Wald auf das Pochwerk zu. Die Stempel trampelten nicht, der Steinbrecher frachte nicht, das Wasserrad stand still, und das Gefluder von der Innerste her, das es treiben sollte, war durch ein Scheit abgesperrt. Auch das Gefluder zeigte Spalten und Risse, wie die Leden oben, in welche die Laute gefaßt gewesen war. Aber da kam ein Bergmann aus dem neuen Stollen heraus, der einen Hund schob und abkippte.

Der alte Wiedenhöfer hatte Kurt ein Grubenlicht mitgegeben. Er steckte es an dem Licht des Bergmanns an, der nun seinen Hund wieder zurückschob. Auf dem Schild des Grubenlichts stand ein Spruch:

„Dieses Licht ist ganz rot.

Die Gefahr dabei ist bis auf den Tod.

Wenn der liebe Gott nicht wollt heller sein,

So käme nicht davon unser Gebein.“

Der Bergmann schob seinen Hund in den Stollen zurück, und Kurt folgte ihm. Er leuchtete mit dem Licht, wo die Zimmerung das Gestein erkennen ließ, um sich klarzumachen, wie das Gestein gelagert war. Der Bergmann erklärte ihm alles. Aber er fand nichts, daraus er Schlüsse ziehen konnte. Zuletzt kam er vor Ort. Zwei Männer saßen da und schlugen jeder ein Sprengloch. Er begrüßte sie, und sie erwiderten den Gruß. Er nahm einen Stein auf und betrachtete ihn im Licht seiner Lampe.

Der eine der Männer hörte mit Schlagen auf. Er sagte: „Da ist etwas. Aber wie soll man es finden! Wenn wir einen Rutengänger hätten! In dem Berg ist soviel Erz, da haben noch unsere Kindesfinder Arbeit. Einen Rutengänger müßten wir haben!“

Kurt ging zurück, den Stein nahm er mit. Draußen betrachtete er ihn noch bei Tageslicht. Das Stück war Schwer- spat mit Quarz durchwachsen. „Da könnte wohl weißgültig Erz in der Nähe sein“, dachte er. „Aber wo soll man einen Querschlag treiben? Die Inhaber der Rute in

Magdeburg und Braunschweig müßten Zübuße zahlen, wie der alte Wiedenhöfer gesagt hatte; aber ob die nun Lust dazu hatten?"

In Gedanken ging er zurück durch den Ort; er machte einen Umweg, um sich die Straßen und Häuser anzusehen. Den Stein behielt er in der Hand.

Ja, da konnte er nun überall den kümmerlichen Stand der Arbeitslosigkeit betrachten. Dort sah er einen Bergmann, wie er auf seinem Hof Holz spaltete. Mißmutig legte der ein Scheit auf den Boß und schlug mit schlaffer Bewegung zu. Er begegnete einem Mann, der im Wald dürres Holz gesucht hatte und auf dem Rücken nach Hause trug, eine sperrig große Last dürrer Täger, wie sonst Frauen sie tragen. Aus dem geöffneten Fenster eines Hauses sah ein Mann auf die leere Straße hinaus mit stumpfen und gleichgültigem Gesichtsausdruck. Schwer fiel Kurt die traurige Stimmung der Leute auf die Seele; er betrachtete seinen Stein gedankenlos und ging weiter.

Da kam er am Pfarrgarten vorbei, in dessen Grund das Pfarrhaus lag, gleich neben der Kirche. Ein kleines, rundes Beet war da, in welchem Narzissen blühten; in der Mitte war ein versteinertes großes Ammonshorn aufgerichtet auf einem Stein. Auf das Ammonshorn hatte sich ein Mädchen hinaufgeschwungen, das Laute spielte, und im leichten Wind wehte ihr Haar, das Band der Laute und ihr dünnes Röschchen; es war, als ob sie tanzen wollte, so schwebte sie auf einem Fuß und spielte eine zarte Melodie. Einen Augenblick stand Kurt erstarrt, als er das Mädchen sah; dann wurde ihm bewußt, daß er da verückt das Fräulein von Glück anstarrte. Er wurde rot vor Beschämung und ging eilig vorüber; das Mädchen hatte ihn wohl bemerkt, denn ihre Blicke waren über ihn weggegangen.

Die Rutengängerin.

Das Fräulein ging mit Kurt zum neuen Stollen. Kurt zündete sein Licht an und ging voraus in den Berg, auf der Bohle, die auf der Stollensohle in der Mitte der Hundschienen lag, denn der Boden des Stollens war schlammig. Hinter ihm ging das Fräulein; in beiden Händen hielt sie die Rute, und mit Ringfinger und kleinem Finger der linken Hand hielt sie zudem den großen Taler eingeklemmt. So gingen die beiden schweigend in den Stollen, und das Lichtchen blühte klein in dem Dunkel um sie und funkelte wider in der Feuchtigkeit der Zimmerung. So gingen sie eine Weile.

Plötzlich rief das Fräulein leise und ängstlich: „Halt!“ Kurt wendete sich um. Da stand das Fräulein, ihr Haar war gesträubt, ihr Blick starr, und dicke Schweißtropfen standen auf ihrer Stirn. Sie hielt die Rute krampfhaft fest, die mit großer Kraft schlug. Sie schlug nach der linken Seite. Das Fräulein wurde von ihr nach links gerissen an die Wand, und die Rute schlug an die feuchtglänzende Wand. „Schnell ein Zeichen in der Zimmerung machen“, sagte das Fräulein stammelnd. Kurt trieb den Haken seines Grubenlichts in die Zimmerung, schon machte er mit dem Schärper drei gekreuzte Einschnitte in den Stempel. Da ließ das Fräulein die ständig schlagende Rute fallen. Sie rief: „Haltet mich, ich werde ohnmächtig!“ Da sank sie auch schon in Kurts Arm.

Kurt ließ die Lampe an ihrer Stelle hängen, er nahm das Fräulein in den Arm und tastete mit den Füßen auf der Bohle zurück. Er keuchte unter der Last, die Füße glitten auf der feuchten Bohle oft ab und kamen in den Schlamm, an die Schienen des Hundslaufs. Langsam brachte er das Fräulein aus dem Stollen ans Licht. Da legte er sie auf den Rasen. Sie hatte die Augen geschlossen, ihr Atem ging keuchend; er faßte den Puls, der schlug hoch.

Da flog ein Wässerchen. Kurt fing Wasser in seiner Mütze

auf und besprengte vorsichtig die Stirn des Fräuleins mit einigen Wassertropfen. Sie erwachte. „Wo bin ich?“ rief sie. „Schnell zurück zu den Bergleuten, sie sollen die Stempel an der Stelle fortnehmen und querschlagen. Ich bleibe hier. Ich stehe gleich auf. Wenn die Bergleute an der Arbeit sind, dann bringt mir meine Rute heraus, auch den Taler. Ich habe beides aus der Hand gelassen.“ Sie richtete sich auf und saß. Dann blickte sie Kurt an, der half ihr aufstehen. „Schnell, schnell, ich bleibe hier“, sagte sie.

Kurt eilte in den Stollen zurück. Da hing sein Licht in der Zimmerung, da lag die Rute und der Taler. Den Taler steckte er ein, Licht und Rute nahm er zur Hand. Nun eilte er weiter zu den Bergleuten vor Ort, indem er seine Schritte zählte. Er fand sie beim Aufräumen einer Sprengung. Schnell rief er ihnen zu, daß sie ihm folgen sollten; langsam, langsam für sein Gefühl nahmen sie ihr Werkzeug und ihre Grubenlichter zur Hand. „Nehmt die Kreuzhacke da mit“, rief er. Er ging voraus und zählte seine Schritte. Als er seine Zahl abgezählt hatte, suchte er mit dem Licht an der Zimmerung. Er suchte und suchte, die drei Männer suchten auch. Schließlich fand einer die drei Kreuze.

Kurt nahm die Kreuzhacke zur Hand, er hackte hinter dem Stempel und suchte den loszubbrechen. Der Stempel wankte nicht. Zwei der Männer, welche noch Raum zum Fassen am Stiel hatten, stemmten und zogen mit. Kurt schrie: „Hup — Hup — Hup!“ Der Stempel löste sich, sein Fuß kam nach vorn. Nun wurde noch einmal weiter oben hintergehackt. Der Stempel löste sich weiter. „Vorwärts!“ schrie einer der Bergleute. Vom First stürzte ein Balken herunter, den der Stempel gehalten, Gestein kollerte nach, der Stempel wankte und legte sich hin.

Nun machten sich die Männer an die beiden nächsten Stempel an jeder Seite; die lösten sich leichter, weil sie besser zu ihnen kommen konnten. So war schnell eine Öffnung geschaffen, wo die Bergleute eintreiben konnten.

Kurt nahm Lampe und Rute und ging aus dem Stollen. Da ging das Fräulein draußen auf und ab; sie atmete noch schwer und hielt mit beiden Händen ihre Brust. Er erzählte ihr, was geschehen war, und gab ihr den Taler wie die Rute. Sie nahm die Rute mit einer Hand am Stiel. „Nun macht sie nichts mehr“, sagte sie.

„Ich will es mir ansehen“, sagte sie. Sie legte die Rute draußen nieder, dann folgte sie Kurt wieder in den dunkeln Stollen auf der schlüpfrigen Bohle. Bald hörten die beiden die Schläge der Bergleute. Nun standen sie bei ihnen. Die Bergleute schlugen und schlugen, sie drehten das Eisen und schlugen mit dem Schlägel. Sie waren aufgeregt und schlugen in ihrer Aufregung und sahen nicht auf von ihrer Arbeit.

Das Fräulein nickte. Sie sagte: „So ist es gut.“ Sie sagte: „Nun will ich zu dem alten Mann und seiner Tochter gehen und denen die Nachricht bringen. Das Mädchen hat Angst um Euch. Aber ich wollte es mir doch erst noch einmal ansehen.“

Weißgültig!

Unterdes arbeiteten Kurt und die drei Bergleute mit tieferer Anstrengung an ihrem Querschlag. Sie hatten ihn schon ein Lachter tief eingetrieben. Da rollte beim Sprengen eine Wand herunter, die Kurt auffällig war. Er beleuchtete sie da war in dem Gemenge von Quarz und Schwefelspat eine Höhlung, in der saßen Kristalle von Erz, die ihm merkwürdig vorlamen; sie waren dreikantig, wie Weißgültigerz, aber hatten eine raue Oberfläche und sahen aus wie Schwefelkies. Er fragte einen der Bergleute. Der lachte, er schlug sich auf die Schenkel und tanzte, er rief und sang: „Weißgültig, Weißgültig!“ Die beiden andern Männer hielten ihr Licht an das Stück, dann lachten auch sie und riefen: „Weißgültig!“



Vierfacher Taler der Gruben von Lautenthal 1685.

Auf einer Schnecke stehende Lautenspielerin in einer von der Sonne und dem Namen Jehova bestrahlten Bergwerksgegend.

Umschrift: Tu tandem abiectam reddes deus alme sonoram.
(Übersetzung siehe untenstehenden Text.)

Kurt war noch immer erstaunt und unglaublich, da erzählten ihm die Männer, daß das Erz hier so vorkam, daß auf den Kristallen ein Überzug von Schwefelkies saß. Da wurde Kurt schwach ums Herz vor Freude, er mußte sich setzen.

Inzwischen leuchteten die Männer die Stelle ab, wo die Wand gefessen hatte; da fanden sie eingesprenzt ein kopfgroßes Stück Weißgültigerz. „Wir haben den Gang!“ riefen sie, und der eine setzte sich gleich und begann ein neues Bohrloch. Kurt aber zerschlug die Wand, die da vor ihm lag, und schlug das Stück mit den Kristallen heraus; das nahm er in die Hand und lief eilig mit ihm zu dem Geschworenen. Wohl eine Viertelstunde hatte er zu laufen. Er kam keuchend an und konnte nicht gleich sprechen; er warf das Stück auf die Bettdecke und rief: „Da!“

Der Kranke nahm das Erz prüfend in die Hand und betrachtete es, dann sagte er stockend: „Weißgültig“ und legte sich mit geschlossenen Augen zurück auf sein Kissen. Kurt lief auf die Diele hinaus nach Marie. Marie kam, hinter ihr die Kölschen. „Weißgültig“, rief er den Frauen entgegen. Marie wurde blaß und hielt sich das Herz, die Kölschen schlug wortlos die Hände überm Kopf zusammen, dann lief sie aus der Stube auf die leere Straße und schrie: „Der Gang ist gefunden, der Gang ist gefunden!“ Aus den Häusern stürzten die Leute auf die Straße, die Kölschen lief die Straße hinunter wie verrückt und schrie: „Der Gang ist gefunden!“ Die Leute liefen hinter ihr her, um zu fragen; aber sie lief immer weiter und schrie.

Marie machte sich um den ohnmächtigen Vater zu schaffen. Langsam öffnete der die Augen. Erst war er noch verwirrt, dann sagte er: „Ach ja!“ Er nahm das Stück in die Hand, er prüfte es nochmals. Er sagte: „Nun wird alles gut. Nun laßt uns beten.“ Die Drei falteten die Hände. Der Alte sprach: „Herr Gott, ich bin so verwirrt, ich finde nicht die Worte, verzeihe mir, du kannst in unsere Herzen sehen, wir danken dir.“ Da stürzte Marie auf ihn zu, sie sank in die Knie vor dem Bett, warf die Hände über die Bettdecke und drückte den Kopf in die Decke und weinte. Der Vater aber streichelte ihr das Haar und sagte: „Nun wird alles gut.“

Kurt lief aus dem Zimmer nach oben in seine Schlafkammer und kam gleich zurück. Er drückte dem Vater in die Hand, was er geholt hatte, und sprach: „Ich bin auch

Formschneider. Das habe ich gelernt. Ich habe das Muster zu einem Ausbeutetaler geschnitten, zu dem das Silber vermünzt werden soll, das wir jetzt finden. Wir müssen doch dem Fräulein von Glück dankbar sein. Die hat uns das Glück gebracht. Was ich jetzt gewinne, das lasse ich gleich aufbereiten und in der Hütte schmelzen; dann bringe ich es selber nach Zellerfeld in die Münze und spreche mit dem Münzmeister, daß das Muster in Eisen geschnitten wird und dreifache Taler geprägt werden.“

Der Vater hielt sich den Buchsbaumstock entfernt vom Auge und betrachtete die Schnitzerei. Marie drückte sich an ihn und betrachtete neugierig mit. „Was ist das?“ fragte sie. „Ein Mädchen, das die Laute spielt und singt. Die Laute, die geht auf unsern Fluß. Ihr Haar fliegt im Wind, das Lautenband und ihr Kleid. Sie steht auf einer großen Schnecke; sie steht auf einem Fuß; es ist, als ob sie tanzt. Ja, das ist das fremde Fräulein.“

„So habe ich sie einmal gesehen“, sagte Kurt stolz. „Das habe ich mir gemerkt, wie sie da aussah. Sie stand im Pfarrgarten auf der großen versteinerten Schnecke, die da liegt.“

„Und das ist Lautenthal“, sagte das Mädchen. „Das ist der Glockenberg, und das ist der Krantzberg. Und das ist die Hütte, und das ist der Sanct Jacob, und das ist die Kirche, und das da, das ist unser Haus.“ Sie wurde rot. „Und das hast du gemacht?“

Der alte Mann hielt den Stock weitsichtig in der schwachen Hand. „Die Umschrift ist lateinisch“, sagte er. „Was heißt sie auf deutsch?“ Kurt übersetzte: „Du, o Gott, wirst uns endlich die herrlich klingende wiedergeben“; er erklärte: „Das geht auf das Silber und auf die Laute.“

„Ja, Gott hat uns einen neuen Gang finden lassen. Er soll nach dem Namen des Fräuleins heißen: Lautenthaler Glücksgang“, sagte der Geschworene. „Er wird uns auch die Laute wiedergeben, damit wir den Gaipel treiben können und der Müller mahlen kann. Aber nun laßt mich, liebe Kinder, ich bin müde. Die Freude war zu groß. Ich muß ruhen.“ Er schloß die Augen. Die beiden gingen auf Zehenspitzen aus dem Zimmer. Das Erzstück hatte der Kranke auf dem Bett behalten. Als die beiden ihn allein gelassen, da öffnete er noch einmal die Augen, er strich lieblosend über das Stück. Dann schloß er die Augen wieder.

Kurt lief zum Pfarrhaus. Auf der Straße standen die Menschen, alle Menschen standen auf der Straße. Sie fragten ihn, er rief ihnen einige Worte zu. Das fremde Fräulein ging im Pfarrgärtchen auf und ab. Sie spielte die Laute und sang. Kurt blieb am Zaun stehen und rief hinüber: „Wir haben den Gang, wir haben den Gang!“ Dann kehrte er schnell um und lief zurück; wieder fragten und riefen die Menschen, er lief zum Stollen zurück. Vor dem Stollen hatten sich schon viele Menschen angesammelt, sie drängten in den Stollen hinein. Eben, als Kurt ankam, quollen sie zurück. Es wurde geschossen. Er durchteufte die Menge, da standen die drei Bergleute. Er ging mit ihnen zum Querschlag; da lagen die abgesprengten Wände; große Stücke reines Weißgültigerz lagen dazwischen.

Unter den Harrenden draußen waren auch einige Puchjungen. Schnell gab Kurt seine Anweisung. Die größten Erzstücke wurden oberflächlich ausgesucht und mit dem Schubkarren zum Puchwerk gefahren, das stilllag, weil die Wasser der Innerste müßig zur Seite abließen. Ein Junge zog das Schuß, das Wasser strömte in das Gefluder, es rann zum großen Teil durch die Rissen des ausgetrockneten Bohlenwerks, aber das Rad setzte sich knarrend in Gang; die Stempel hoben sich und trampelten, und die Jungen schüttelten ihre Wände unter den einen Stempel. Kurt lief hin und her zwischen dem Stollen und dem Puchwerk. Da wurde wieder geschossen. Die Menge drängte wieder zu. Kurt rief, mahnte, erinnerte an die Gefahr. Niemand achtete auf ihn; Handstücke des Gesteins gingen von Hand zu Hand, wurden betrachtet, beurteilt. Kurt lief wieder in den Stollen und beobachtete die Aufräumarbeit; indessen ein Mann aufräumte und in den Hund lud, bohrten die beiden andern wie verrückt neue Löcher.

Unter den Männern, welche dastanden, war ein Steiger. Kurt beauftragte ihn, auf alles zu achten; er mußte nun nach Hause und gleich Bericht nach Wolfenbüttel schreiben und den Gewerken Nachricht geben. Es würde wohl ein Herr aus dem Ministerium nach Lautenthal kommen. So ging Kurt eilig nach Hause; auf dem Weg begegnete er immer noch Leuten, welche zum Stollen gingen. Es schien, als ob niemand im Ort zurückgeblieben war; junge Männer und alte Männer kamen, Bergleute und Waldarbeiter, Frauen und Mädchen. Nun war die Schule aus, da kamen die Kinder gelaufen; den Jungen hüpfte der Hölster auf dem Rücken. Alle grüßten Kurt, viele der Männer drückten ihm die Hand.

In dem stillen Ort waren nur noch die Kranken und Schwachen, die in ihren Betten lagen oder matt auf ihren Stühlen saßen. Und vor dem Stollen draußen war es, da wurden die kleinen Kinder auf den Armen der Mütter getragen, die größeren gingen an der Hand der Mutter, die Schulkinder drängten sich zwischen den Leuten herum; die dastanden, suchten in die vordere Reihe zu kommen, damit sie in das dunkle Loch des Stollens sehen konnten.

Der alte Geschworene lag allein in seinem stillen und sauberen Stübchen. Im Ofen fauchte, knallte und knisterte das Feuer, durch das Fenster kam die sonnige Frühlingsluft. Er hielt die Augen geschlossen und lag im Halbschlummer.

Da öffnete er langsam die verharzten Augen. Das ferne Pochen der Stempel hatte sein Ohr getroffen. Er wußte nicht, ob er schlummerte oder wachte. Verwirrt faltete er die Hände zum Gebet.

Der kleinste Ofen in der Hütte war im Gang, aus dem Schornstein kamen dicke Rauchwolken. Zwei Männer in Schurzleder mit langen Gabeln beschickten ihn. Kurt stand gespannt da. Im Kessel zog sich, wallte, hob sich die zarte

graue Masse. Mit einemmal riß es, das glänzende Silber schaute hervor. Ein Mann stieß den Zapfen aus, und zäh, langsam, glänzend wälzte sich das flüssige Silber in seinem schmalen Weg, verteilte sich in die Formen. „Glückauf!“ riefen die Männer, Kurt fiel ein. Plötzlich hatten die Männer ihr Gezäh fortgeworfen und lagen sich in den Armen; sie lachten, weinten und schluchzten. „Nun können wir wieder anfahren“, sagten sie. Sie schüttelten Kurt die Hand. „Wir danken auch“, sagten sie. „Wir danken auch dem fremden Fräulein“, sagten sie.

Auf dem geschmolzenen glänzenden Streifen setzten sich Wölkchen ab, sie wurden dunkler; es waren Schlacken, die hoben sich, schoben sich; die Formen füllten sich, eine nach der andern. Der Lauf versiegte; nun leuchtete nur noch das Metall in den Formen, es erkaltete allmählich.

„Der Silberbote braucht nicht zu gehen. Ich bringe das Silber selber nach Zellerfeld zur Münze“, sagte Kurt. Im Haus der Geschworenen hing das Felleisen des Silberboten auf dem oberen Boden. Kurt brachte mit einem der Männer die Silberbarren zu dem Geschworenen und legte sie vor dem Bett auf den Boden; einen legte er ihm auf die Bettdecke, mit zitternden Händen streichelte den der Geschworene. Nun packte Kurt die Barren in das Felleisen; der alte Geschworene verschloß es und behielt den Schlüssel. „Wie oft habe ich das Felleisen verschlossen!“ sagte er. „Nun kann ich es wieder verschließen.“

Kurt hückte das Felleisen auf und nahm den schweren Wanderstock in die Hand. In dessen Innern befand sich ein spitzes Stilet zur Verteidigung, wenn er von Spitzbuben angegriffen werden sollte im Wald. Nach einem Druck auf einen Knopf konnte man es leicht herausziehen. „Es ist schwer, das Felleisen, das hatte ich nicht gedacht“, sagte er. Der alte Geschworene lachte und sagte: „Ja, Silber ist schwer. Das denkt man nicht, wenn man so einen Taler in der Hand hat.“

Nun sagte er noch: „Der Bornemann, das ist der Münzmeister in Zellerfeld, ist ein Grobian. Das weiß ich, ich habe auch manchen Strauß mit ihm ausfechten müssen. Er versteht seine Sache, aber das weiß er auch. Wenn du ihm sagst, nach deinem Muster soll der Prägestock geschnitten werden, dann wird er aufbrausen und wird sagen, daß das seine Sache ist, das Muster zu schneiden. Dann sagst du ihm: er ist der herzogliche Münzmeister, und die Münze ist herzoglich, und wir müssen unser Silber nach dort zum Ausmünzen bringen, damit der Herr Herzog auch etwas verdient an Lautenthal. Aber das Silber gehört den Gewerken, und von Lautenthal bekommt der Herzog keinen Zehnten, deshalb münzt die Münze unser Silber nur in Lohn, und da können wir verlangen, was für ein Stempel auf die Münze gesetzt werden soll, und auch, was ausgemünzt werden soll. Du sagst: Es ist genau abgewogen. Wir kriegen dreihundert Löser von drei Talern und das andere ist Schlagasak, den bekommt die Münze für das Münzen. Was Ihr auf den Schlagasak macht, das ist Eure Sache, den könnt Ihr ausprägen, wie Ihr wollt. Aber wir wollen unsere dreihundert Löser haben, wo auf der einen Seite das Fräulein von Glück auf der Schenke steht und die Laute in der Hand hat.“ Auf der andern Seite kann er ja das braunschweigische Wappen prägen, das soll ihm unbenommen sein, und das kann er nach seinem eignen Muster schneiden lassen, wie er will.“

Der Geschworene hatte sich etwas aufgerichtet, während dieser Rede, nun fiel er wieder matt zurück. Er sagte: „Geh mit Gott, mein Sohn. Gott wird dich vor Räubern behüten. Du bist jung und stark. Komm bald zurück. Ich freue mich, die neuen Löser zu sehen.“



Kletterfuß der Zaunrebe.

Bei den Weinreben findet man, daß jedes einzelne Laubblatt sich in einen Fuß verwandeln kann, der sich mit starken Haftscheiben an glatten Flächen festsaugt. Ein fertig verankerter Kletterfuß zeigt eine starke Muskulatur. Er ist die Verkörperung eines intelligenten Taftsinnes.

Die Pflanze als Lebewesen.

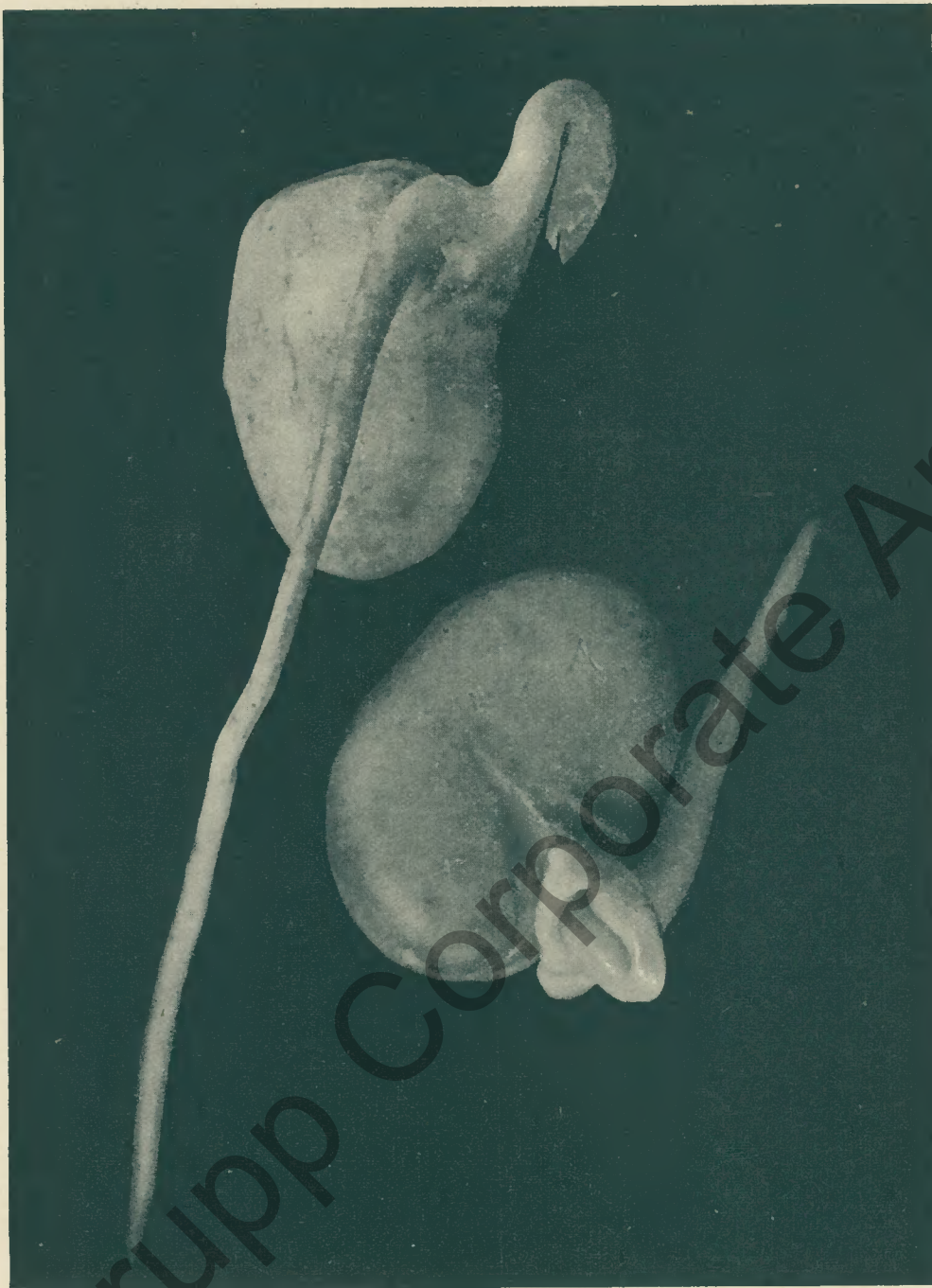
Von Ernst Fuhrmann*.

Nur ein oberflächlicher Anblick läßt vermuten, daß die Pflanze passiv ist, daß sie wie ein toter Gegenstand von Wind und Wetter bewegt wird und bestenfalls den Naturgewalten einen stillen Widerstand entgegensetzt. Wer nicht

mehr sieht, ist wie einer, der durch den Wald gegangen ist und die Bäume nicht gesehen hat; oder, mag er den Baum gesehen haben, so doch nicht das Blatt und das, was eigentlich „hinter dem Blatt“ zu suchen ist.

* Aus Ernst Fuhrmanns „Die Pflanze als Lebewesen“. Eine Biographie in 200 Aufnahmen. 206 Seiten. Societäts-Verlag, Frankfurt. 2. Auflage. Kartiert RM. 2,40.

Tausende von Blättern leben an einem gemeinsamen Gebilde. Wenn wir ein solches Zusammenleben als Staat be-



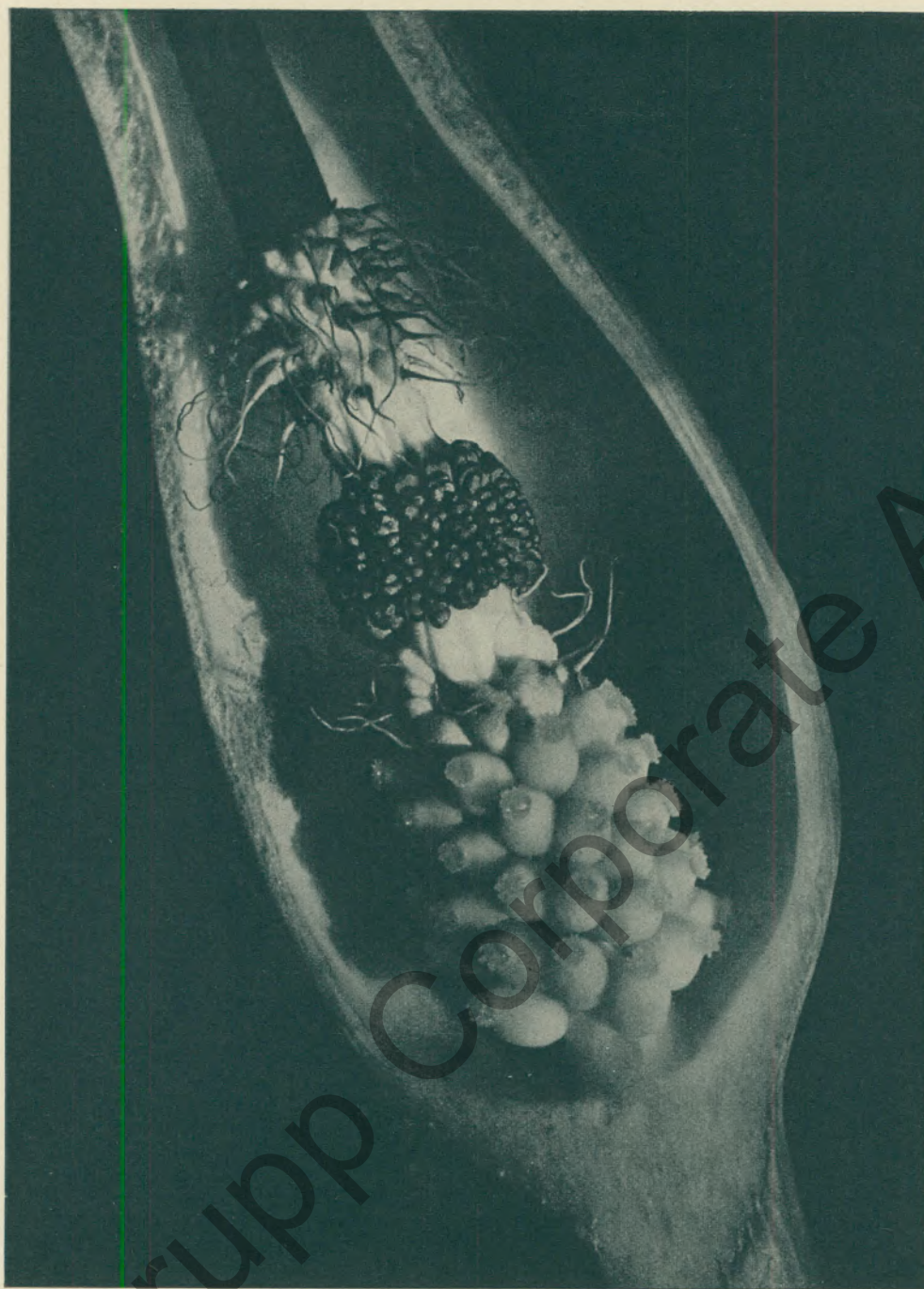
Keimlinge der dicken Bohne.

Der Laubtrieb schlüpft eigentlich aus einer neuen Knospe aus, die sich aus den alten Vorräten gebildet hat. Er findet dabei von selbst die Richtung nach der Erdoberfläche, während der Wurzelkeim nach der entgegengesetzten Richtung strebt.

zeichnen, so sollten wir nicht nur das Wort gebrauchen, sondern uns über alles klar werden, was der Begriff bedeutet. Will man die Natur in der Pflanze kennenlernen, so bedarf es einer kleinen Fähigkeit zur Abstraktion. Ein besonderes Wissen dagegen läßt sich leichter entbehren.

Sehen wir nun das Blatt vor allen Dingen näher an. Wir verstehen es als das eigentliche staatsbildende Individuum an der Pflanze. Gewiß verhält es sich in seiner großen Masse ungemein ruhig, solange es ausgewachsen am Baume dahinglebt. In den entscheidenden Augenblicken des Daseins

aber, bei Geburt, bei Zeugung, beim Austragen der Nachkommenschaft und in vielen anderen Fällen, zeigt es sich plötzlich, daß das Blatt aus diesem Ruhestadium heraustritt und ganz außergewöhnliche Leistungen vollbringt. Ganz unvermittelt kann das Außerordentliche im Blatt Wirklichkeit werden. Als eine solche seltsame Erscheinung muß man es bezeichnen, wenn an dem Ort, an dem immer ein Blatt dem anderen gegenüberstand, z. B. beim wilden Wein, das eine dieser Blätter vollkommen verwandelt wird. Wir sehen es zuerst ohne Blattspreite, wie ein Gerippe hervorkommen, bald darauf aber ver-



Geöffnete Blütenhülle des Aronstabes.

Am Aronstab ist äußerlich kein Blütenblatt, sondern nur eine große Blattscheide zu sehen, die die Blüte verbirgt. Im Innern dieses Blattes stehen um die Blütenachse herum Duftfäden, welche die Insekten anziehen, ihnen aber auch den Ausgang verwehren. Unter den Duftfäden sieht man zuoberst die männlichen Blütenorgane, die zu ihrer Zeit reichen Staub absondern, der von den im Innern herumirrenden Insekten auf die weiblichen Organe übertragen wird.

wandelt es sich in einen Fuß; sobald dieser Fuß den Ort, an dem er haften kann, gefunden hat, sind auch schon die Haft-scheiben voll entwickelt. Dieser Fuß, der eigentlich „nur ein Blatt“ sein sollte, übernimmt eine durchaus tierische Funktion.

Wir sehen also ein schlafendes, aber im Keim vorhandenes, starkes und vorgeformtes Tierleben in der Pflanze. Es ist daher kein Wunder, wenn wir einmal versuchen, diese tierischen Züge im Wesen der Pflanze an verschiedenen Orten zu beobachten und an Hand unserer Bilder durch einige Bemerkungen zu charakterisieren.

Fügt man alle jene Bemerkungen zusammen, in denen auf diese oder jene Tätigkeit der Pflanze verwiesen wird, so ergibt sich eine Summe von Tätigkeiten, die der irgendeines uns bekannten Tieres entspricht.

Wir könnten mit einem Wort sagen: In jeder Pflanze schlummern viele tierische Fähigkeiten. Und sie schlummern eben nur deshalb, weil die Pflanze eine Periode der Ruhe, der bloßen Entfaltung für die lebende Substanz ist. Die Pflanze lebt in hohem Grade von tierischen Substanzen, wie wir durch die Wirkungen des Düngers täglich sehen. Um-



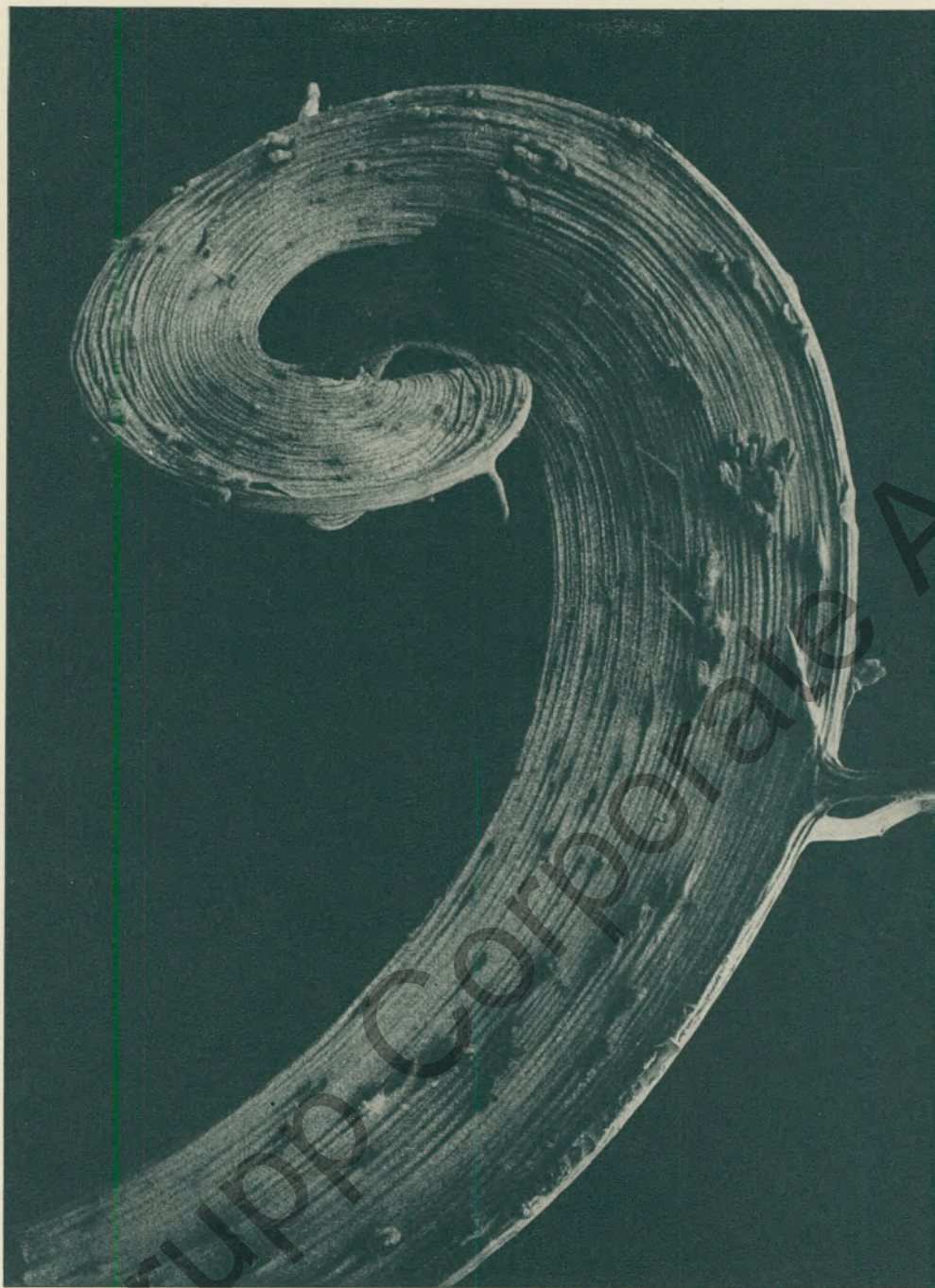
Zantedeschie.

Eine Fülle von Bewegungen ist erforderlich, um ein langes aufgerolltes Blatt aus seiner Scheide zu ziehen. Bewegungsfolgen, wie sie der Wurm entwickelt.

gekehrt lebt das Tier nur oder überwiegend von pflanzlichen Substanzen. Dabei ist die Pflanze ihrer ganzen Struktur nach auseinander gegliedert, dem Licht aufgeschlossen; das Tier aber lebt in sich gekehrt, verdichtet: sein ganzes Innere lebt und wirkt im tiefsten Dunkel. Tier und Pflanze sind zwei entgegengesetzte Pole der einen Lebenssubstanz. Tier und Pflanze stehen in fortgesetzten Wechselbeziehungen miteinander. Bis zur vollen Entfaltung ist die Pflanze aktiv, zeigt viel Bewegung und Können, aber die Ruhe ist ihr eigentlicher Zweck, Schlafen mitten im Licht, nur Lichtwerte in sich auf-

nehmen. Kann sie das nicht mehr, so zieht sie sich wieder zusammen.

Dabei kommen wir noch einmal auf unsere vorige Andeutung zurück: Die Pflanze ist ein Staat. Ihre Einzelwesen haben ganz verschiedene Aufgaben zu erledigen. Die einen wirken im Boden, die anderen im Stamm und in der Rinde, wieder andere kommen zur Entfaltung, und einige müssen eine dauernde Leistung vollbringen, wie eben die Ranken, Kletterfüße usw. Das entfaltete Blatt ist wie ein wirklich ausruhend, unbesorgtes Lebewesen. Ist aber irgendwo eine Leistung



Disteltrieb.

Ein älterer Disteltrieb kann uns kaum davon überzeugen,
daß in ihm einmal frisches Leben war.

notwendig geworden, dann schrumpft dieses Blatt zusammen, verkleinert und verhärtet sich. Hunderte und Tausende von Blättern drängen sich zusammen, um gemeinsam diese Leistung zu vollbringen. Auch in der Ruhe fügen sich bei den höheren Pflanzen bereits viele Individuen zur gemeinsamen Entfaltung ineinander und bilden so die konstanten Formen.

Dies sind einige wichtige Lehren aus der Betrachtung der Pflanzenwelt. Man kann sie nicht reichlich genug auch im Bilde zeigen; eine Naturphilosophie wird von solchen Betrachtungen immer wieder ausgehen müssen.

Bewiß können wir nicht auf all das, was man im Pflanzenstudium erlebt, hinweisen. Nur eine Tatsache möchten wir noch andeuten. Von den einfachsten Algen bis zu Orchideen oder Korbblütlern ist ein langer Entwicklungsweg. Wir hatten es für gewiß, daß der Fortschritt von einer Stufe zur anderen eine entscheidende Grundlage hat, die man etwa so darstellen kann: Eine Erdoberfläche war vor einer bestimmten Pflanzenart Jahr für Jahr überdeckt. Sie wurde immer reicher bestanden. Dann kam ein Tier und fraß die besten Stoffe dieser Pflanzendecke. Es verdichtete immer wieder



Halbverwestes Buchenblatt.

Der Skelettkörper eines halbverwesten Blattes ähnelt einem von tausend Kleintieren gebildeten Korallenstock.

diese Pflanzenwerfe, und es starb endlich auch in diesem Boden. Seine Leichen durchtränkten ihn, und so ging eines Tages eine neue Pflanze auf der gleichen Fläche auf, die sich die Verdichtungsarbeit der Tiere zunutze gemacht hat. So haben Pflanzen und Tiere in der Entwicklung Schicht um Schicht gewechselt. Kein neuer Typus ist einzeln auf einem Tierzweig oder Pflanzenzweig „ohne gegenseitigen Untergang und Aufgang“ entstanden. Das dürfte auch die Erklärung dafür sein, daß in der Pflanze so viele animalische Fähigkeiten eindeutig

in den Momenten zu erkennen sind, in denen sie aus der ihr gemäßen Normallage der Ruhe irgendwelcher Anlässe wegen heraustreten muß. Gewiß ist die Entwicklung nicht in lauter getrennten Gebieten erfolgt. Pflanzen- und Tierschichten haben sich immer stärker gemischt, eine Pflanze hoher Art hat viele Tierleben in sich aufgenommen, so wie ein Tier dann auch viele Pflanzen in sich aufzunehmen sucht; aber die gegenseitige Bedingtheit ist vollkommen, und so sind Pflanze und Tier nur verschiedene Stadien des gleichen Lebensstoffes.

Alt-Spanien
im wilden Westen.
Ein Gartenfest in der „Mission“
von Santa Barbara, der Mode-
stadt Kaliforniens.



Lichtbild: D. E. Goppé.

Werkestudent im wilden Westen.

Aus dem Tagebuch eines jungen Deutschen.

Von Ernst Stolper.

Copyright by Paul List, Verlag, Leipzig.

VI. Kalifornischer Frühling — und dennoch Sorgen.

Gods own Country.

Ich hatte mal wieder Glück: als ich die wegen ihrer schönen Lage und Vornehmheit berühmte Stanford-Universität in Kalifornien besuchte, lernte ich einen deutschen Geologen, Rudolf von G., kennen, der mich in seinem Auto nach Los Angeles mitnahm. Es wurde eine herrliche Fahrt gen Süden, durch den Frühling und den Reichtum Kaliforniens.

Die Straße führt immer ein Stück an der Küste entlang, dann durchs Binnenland, durch fruchtbare Äcker und reiche Gärten. Dann geht's über Gebirgspässe, durch Ölfelder, durch süd-

ländische Städte, und immer harret hinter Bergen und Kurven das weite, blau-blaue Meer mit seinen Buchten, seiner Brandung und seiner frischen Brise. Stellenweise fährt man direkt an der Brandung entlang wie an der Riviera, an die Südkalifornien in diesen Teilen sehr erinnert, landschaftlich, klimatisch und als Spielplatz der „großen Welt“ Amerikas. Hierher ziehen sich die Reichen aus dem ganzen Land im Alter zurück; so gesellt sich zu der Schönheit der Natur noch die vor Menschenhand erschaffene in Gartenkunst und prächtigen Luxusbauten.

Der Frühling hatte seine volle Pracht entfaltet und über-



„Stellenweise fährt man an der Brandung entlang
wie an der Riviera...“

Lichtbild: D. E. Hoppe.

schüttete das Land mit Obstblüten. Es war eine märchenhafte, duftende Herrlichkeit in den endlosen Obstkulturen, im Norden vorwiegend Kirschen, und je weiter wir nach Süden kamen, um so mehr überwogen Apfel- und Birnbäume und der zarte rosa Hauch der Pfirsichblüten. Noch weiter südlich fuhren wir durch die Drangen- und Zitronengärten, die gleichzeitig in Blüte stehen und goldene Früchte im tiefgrünen Laube tragen. Im Osten waren oftmals die Schneeberge der Sierra Nevada sichtbar; auch das Küstengebirge trug im März noch etwas Schnee. Apfelsinen im Tal, Schnee auf den Bergen! Und Blumen, Blumen! Bis zur Überladung steigerte sich die Pracht. Baumb Blüten und Blumen unterm gleißend blauen Himmel, fruchtbares Ackerland und dann, wenn die Straße über einen Paß geklettert war: das Meer mit Brandung und Klippen! Welch ein Land! „Gods own country“ nennen es die Kalifornier.

In der ersten Nacht war Vollmondschein, der gerade zu unserer romantischen Fahrt paßte. Wir fuhren um die südlich die Bucht von San Francisco umfassende Halbinsel. Diese ist Privatbesitz von Bodenspekulanten, und sie wird nur mit Millionärsvillen bebaut. Aber für eine Gebühr kann man noch durchfahren, um einen der schönsten Küstenstriche am Pazifik zu besuchen. Hier sieht man fast nur Steilküste mit mächtigen Klippen. Ab und zu laden Dünenstriche zum Baden ein. Das schönste dürfte jedoch ein herrlicher Kiefernwald sein, während die kalifornische Küste sonst meist waldlos ist. In diesem Walde liegen die prachtvollen Villen der Millionäre, spanischer als in Spanien, jedes Rheinschloß an Reichtum und Luxus in Schatten stellend. Oh, sie sind schön und passend in die Landschaft! Wenn man sie im Mondenschein besucht, sind sie wie aus dem Märchen, mit dem schimmernden, rauschenden Meere im Vordergrund.

Es war so klar und hell, daß man weit hinaus sah. Wir hielten immer wieder an und kletterten zum Strand hinunter

oder auf die Klippen. Gegen Mitternacht kamen wir nach Carmel, einer Künstlerfiedlung, aufgebaut wie ein Märchen- dorf im mittelalterlich englischen Dorfstil. Carmel liegt an dem berühmten Pebble Beach (das heißt Geröllstrand nach den rundgewaschenen Steinchen). Das Meer bricht sich hier an einer etwa zwei Meter hohen Felsküste, um die die Flut gischtet. Das Land ist jedoch ganz flach und hat herrlichen Rasen, ein vorzügliches, natürliches Golfland. Bis an den Strand ziehen sich Golfplätze, Parks, Spiel- und Zummel- plätze, dahinter liegen Hotels und Villen, im Walde versteckt. Hier sind nur die allervornehmsten Hotels, das Feinste vom Feinen. Jedes Haus ist ummauert und hat möglichst wenig Fenster mit kunstvollen schmiedeeisernen Gittern. Palmen, Kakteen, Agaven, Rhododendren stehen im Garten. All das im Mondenschein!

Das schönste auf dieser Fahrt war mein Hotel: es hieß Mütter Grün. Abends, wenn schon die Sterne flimmerten, fuhr mich Rudolf an der Küste irgendwo einen Feldweg hügel- an und setzte mich im Freien aus. Ich tappte ein Stück quer- feldein in die Dunkelheit, und dort schlief ich in meinem Schlafsack im Gras. Und dann der Morgen: was Sterne und Mondenschein gestern abend nur ahnen ließen, lag beim Erwachen wie ein Traum um mich. Vom Vogelsang geweckt, fand ich mich in einem Blumenmeer liegen. Wer die Riviera oder Kalifornien nicht kennt, kann sich diesen Blumenzauber gar nicht vorstellen: ein Farbenkleck ist der Berghang, eine berauschte Wolke von Blütenduft. Unter mir lag, vom Hauch des Morgennebels verschleiert, das Meer, dessen Rauschen her- aufdrang. Wie zauberhaft war jener Morgen bei Santa Bar- bara, wo die Sonne, hinter mir in den Bergen aufgehend, die Inseln drüben im Meere langsam zum Leben erweckte, sie erwar- mend anhauchte und mit rosenroten Fingern aus dem morgend- lich dämmerigen Meere hob. Ich grüße dich, rosenfingrige Cos!



„...Wir kamen durch die berühmten Ölfelder von Ventura, die zum Teil das Öl aus den Tiefen unter dem Meeresgrunde pumpen...“
 Lichtbild: D. E. Hoppé.

In Santa Barbara.

Santa Barbara schien mir der Höhepunkt des kalifornischen Zaubers. Es ist eine Kulisse, unnatürlich in all der aufgebauten Schönheit, ein Traum, den ein gütiger Schöpfer und — viele, viele Millionen Dollar haben Wirklichkeit werden lassen. Berühmt ist Santa Barbara vor allem wegen seiner „Mission“ aus spanischen Tagen. Dies ist die Ansiedlung der Franziskanerermönche, die sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts in Kalifornien niederließen, um die Indianer zu bekehren und das Land zu kolonisieren. Die Mission ist ein schlichter, mächtiger Barockbau, vereinfachtes Kolonialbarock, von der zwingenden Wucht unserer gotischen Dorfkirchen. Sie liegt auf einer Anhöhe mit einem Platz davor. Von ihrer Terrasse hat man den weiten Blick aufs Meer. Die Mission ist das einzige alte Haus in Santa Barbara. Alles andere ist erst wenige Jahre alt, denn im Jahre 1924 stürzte bei einem Erdbeben die ganze Stadt zusammen, zum großen Ergötzen der reichen Einwohner. Jetzt konnte man die häßlichen kleinen Leute ausmerzen und alles modern, schön und spanisch aufbauen. Nun ziehen sich lauter herrliche Villen und Paläste an den steilen Hängen hin. Diese Hügel sind hängende Gärten mit den wundervollsten, buntesten, üppigsten Blumen. Rot und gelb, blau, weiß und violett hängt es da über die Felsen, gießt sich über Sträucher und malt Farbflecke vor weiß getünchte Mauern. Was man sich nur an Gartenkunst erträumen kann, ist hier verwirklicht.

Am Abend tat Rudolf etwas geheimnisvoll. Nach einigem Suchen führte er mich — es war wie ein Märchen — in einen verzauberten Schloßhof. Ein ganzer Häuserblock war da von einem Hotel ausgebaut als Alt-Sevilla-Straßenviertel mit Kassenkopfpflaster, mit den verträumten Höfen, Blumen und Springbrunnen, Loggien mit altertümlichen, holzgeschnitz-

ten Geländern und dann mit einer Festhalle wie von einem herzoglichen Jagdschloß. Dort vergnügte sich die große Welt, aß und trank und tanzte und ließ die Laler springen, ohne sie zu zählen: die Welt der Filmdivas und Ölbarone. In Santa Barbara bringt der Geschäftsmann aus Iowa und Nebraska wieder durch, was zusammenscharren ihn ein Menschenalter gekostet hat. Hier kann man eigenartige Geschichten hören, und jeder hat genug Zeit, sie zu erzählen: wie das Geld gemacht wurde, wie aber nun die Gesundheit dahin ist; wie das Geld gemacht wurde, wie man nun aber nicht weiß, es vernünftig wieder loszuwerden. Santa Barbara in all seiner Schönheit ist ein erschreckendes Bild der Leere und Hohlheit. Diese Menschen kommen zu ihrem vielen Gelde, ohne den kultivierten Reichtum zu besitzen, der es zu verwenden versteht. Sie haben nicht unsere Phantasie und Sehnsucht, auch in der Muße schöpferisch zu sein. Sie sind gefellig, das betäubt die Langeweile, aber im übrigen wissen sie nichts mit ihrem Leben anzufangen.

Rudolf wurde in Santa Barbara von einem Millionär, den er kannte, eingeladen, schlief in einem spanischen Himmelbett und hatte am nächsten Morgen gepuhte Stiefel. Ich schlief in meinem Schlafsack — zum Neide Rudolfs — hoch am Berghang über der Stadt unter dem silbernen Mond und den Sternen, beschattet von einer Steineiche.

Am anderen Tage fuhren wir durch die Ebene nach Los Angeles. Wir kamen durch die berühmten Ölfelder von Ventura und Summerland, die zum Teil das Öl aus den Tiefen unter dem Meeresgrunde pumpen. Auf langen Stegen ging's vom Strand hinaus aufs Wasser zur Bohrstelle, deren Anlage einen Triumph der Technik darstellt.

Ventura ist eine echte Ölstadt, ein tolles Nest, vollgepfropft mit Autos; dreckig und ölig, beherrscht von liebloser Haß nach Geld, Öl, Geschäft. Eine mörderliche Reklame an jedem

Hundehaus: Bodenspekulation. Das Summerland-Geld ist ganz neu und im Aufblühen. Da erstehen Städte über Nacht. Viele Arbeiter wohnen in Zelten. Häuser sind nur kurzlebige Bretterbuden. Man lebt im Auto. Auf dem Geld ist ein furchtbar überheißtes Konkurrenzbohren. Tempo, Tempo, prusten die schweren Dampfmaschinen. Die Luft zittert vom Puffen der Dieselmotoren und Pumpen, vom hohlen Klang der Dröhren, vom Knarren der Glaschenzüge. Sie ist von Ölgestank erfüllt. Hier wird das Geld gemacht — in Santa Barbara wird es wieder weggeworfen. Seltsame Welt!

Der Küstenstreifen von Santa Barbara bis Los Angeles ist ein flaches Tal, in Santa Barbara so schmal, daß die halbe Stadt schon am Gebirgshang klebt, während die Ebene sich bei Los Angeles weit landeinwärts schiebt und Raum läßt für diese mächtig wachsende, wie ein wanderndes Lavafeld sich ergießende Großstadt. Die Talplatte ist durch künstliche Bewässerung zu einem wahren Gottesgarten gemacht worden. Die Sonne ist der Allspender, der nicht einen von 365 Tagen schläft; kalte Winde, zerstörende Stürme gibt es nicht. Los Angeles County ist Amerikas reichster Landwirtschaftsbezirk und gleichzeitig das reichste Petroleumland der Welt. Obst, besonders Apfelsinen, Zitronen, Grape-fruits und Aprikosen, Gemüse, Erdnüsse und teilweise Baumwolle sind seine hauptsächlichsten landwirtschaftlichen Erzeugnisse, und Geflügelzucht und Viehwirtschaft entwickeln sich rasch. Es wächst dort eben alles, was man sich überhaupt denken kann.

Los Angeles ist das gewaltige Handelszentrum für den Obst- und Gemüseexport und das Zentrum für Bankwesen und Verkehr dieses landwirtschaftlichen Gebietes. Es ist der Mittelpunkt einer riesigen Lebensmittelindustrie, die Baumwoll- und Autoreifenindustrie sind in schnellem Aufblühen. Und dann das Öl! Los Angeles ist umgeben von den größten Petroleumfeldern der Welt. Kalifornien erzeugt fast drei Fünftel des Öles der Vereinigten Staaten, und diese erzeugen zwei Drittel der Weltproduktion!

Los Angeles wurde entdeckt und besiedelt von mittelwestlichen Farmern, die hier des Klimas und der schönen Landschaft wegen ihren Lebensabend verbringen wollten. Dann, 1919, fand man in Long Beach, dem Badestrand von Los Angeles, Öl. Das Ölfeld von Signal Hill entstand. Binnen ein paar Jahren wurde Long Beach Großstadt mit mehr als 120 000 Einwohnern, mit Wolkenkratzern, Hast und Betrieb, „prosperous“ wie kaum eine andere Stadt. Und man rechnet weitere fünf Jahre, bis das Öl versiegen, Signal Hill aussterben, anderswohin wandern wird. Aber Long Beach wird bleiben. Die gewaltigen Raffinerien werden bleiben. Der Hafen wird wachsen. Alles wächst hier ungeheuerlich. Heute ist das ganze Gebiet zwischen Los Angeles und Long Beach eine Art Schrebergartengelände. Mexikaner, Neger, Chinesen, arme Weiße lassen sich da nieder und bauen aus Kisten, Konservendosen, aus dem Abfall der Großstadt ihre Hütten. Fünf Jahre, und hier werden Fabriken rauchen, wird die Großstadt lärmern. Die ganze weite Talplatte ist schon aufgeteilt in breite Alleen und Straßenblocks. Los Angeles baut für die Zukunft. Dieser Gigant nimmt erst seit dreißig Jahren solch gewaltigen Aufschwung. Er zählt heute 1 ½ Millionen Einwohner, während es 1880 nur 11 000, 1900 erst 100 000 waren. Los Angeles ist heute, was Chicago vor dreißig Jahren war. Es schießt aus dem Nichts empor, und seine Entwicklung ist noch nicht abzusehen.

Bei der unheimlichen Geschwindigkeit seines Wachstums ist Los Angeles ein Konglomerat von planlos aneinandergelagerten Häuserblocks und der bunteste Rassentopf, den ich je sah. Braune Mexikaner sind im Straßenbilde so zahlreich wie Weiße. Neger, Chinesen, Filipinos und reine oder halbe Indianer ergeben ein buntes Bild. New York und Chicago können da einfach nicht mit. Hier sieht man Jüder, die im Imperial Valley Gemüse züchten, und Malaien, die mit

Gummiladungen an Land geworfen wurden, Südamerikaner und das billigste Pack südosteuropäischer Arbeitsheere. Ja, Los Angeles ist „wide open“. Die Stadt scheint den wildesten, rohesten, niedrigsten Elementen zu gehören. Reklame, billigste Reklame schreit von jedem Baustein. Die Straßen brausen vom Autoverkehr. Die Obst- und Gemüsefrachten werden mitten im Verkehrsgewühl verladen. Auch die Eisenbahn frist sich da noch hindurch. Alles jagt, drängt, stößt in diesem Getriebe. Und von einem stahlblauen Himmel brennt und sengt die Sonne erbarmungslos auf die emsige Stadt, die in sommerlicher Hitze schwitzt und schmachtet. Dabei haben wir doch erst April!

Los Angeles begründete seinen Ruhm damit, die schönste Stadt der Welt zu sein. Das war einmal — als Los Angeles noch klein war! Heute ist die Schönheit in die Vorstädte gezogen: Beverly Hills, Pasadena und wie sie alle heißen, bezaubernde, theatralisch kitschig aufgebaute Herrlichkeiten. Wir wandern zu Fuß zwischen diesen frisch angemalten Kulissen umher, und unversehens gucken wir auch mal dahinter: Nämlich, wenn man in Beverly Hills zu den höchsten, verrücktesten, teuersten Bergschlössern hinaufkommt, dann hören plötzlich all die Herrlichkeiten auf, und Mutter Natur lächelt, als ob sie nie all den Zauber gesehen hätte: Wildnis, völlig unwegsame, dornige Wildnis, wo die ägyptischen Tempel, gotischen Erker, sizilianischen Loggien all der berühmten Filmstars aufhören, von denen einem jeder Gassenjunge die Lebens- und Liebesgeschichten erzählt.

Einen Nachmittag verbrachte ich in Pasadena. Die „Stadt der Millionäre“ ist eine Landstadt aus Iowa oder Illinois. All die zurückgezogenen, einigermaßen reich gewordenen, sattgeessenen Farmer aus dem Mittelwesten langweilen sich da ohne Sorgen ihrem Ende entgegen. Doch Pasadena ist schön! Die Berge türmen sich dicht hinter der Stadt 2000 Meter hoch empor, leicht in Dunst gehüllt und im Sommer von Los Angeles aus wegen dieses Dunstes nicht mehr sichtbar. Da liegen traumhaft schöne Friedhöfe und Mausoleen mit Schildern dran, wieviel eine Urne für 99 Jahre kostet. Da sind Grundstücksmakler, die einem Land andrehen wollen. Überall sind herrliche Gärten mit Palmen, grünem, saftigem Rasen, Apfelsinen und südländischen Blumen. Alles ist so fein gepflegt und sauberlich, man möchte immer nur auf Zehenspitzen gehen. Kinder sah ich nicht in Pasadena. Die gibt es dort nicht. Man ist zu reich. Ja, da waren einige Kinder: Herren und Damen von jungen Jahren, entsprechend angezogen und beschäftigt. Aber Kinder sah ich nicht. Kinder sind zu gewöhnlich und vulgär, zu laut und unsauber und vor allem so unberechenbar, wo man doch Autos, Börsenberichte, Zinsen und die tägliche Zeitung gewöhnt ist, lauter Dinge, die automatisch funktionieren.

Natürlich besuchte ich auch das legendenumwobene Hollywood. Es ist heute ganz mit Los Angeles verwachsen, eine häßliche, lärmende Industriestadt, nichts weniger als romantisch. Niemand sieht ihm an, in wie vielen Herzen auf der ganzen Welt es als Ziel heimlicher Sehnsucht herumspuft.

Rudolf fuhr mich noch in den Vorstädten herum und verschwand dann in einem vornehmen Hotel — und ich war ebenfalls in Los Angeles. Ich hatte nicht nur kein Geld, ich hatte auch keinen Anzug mehr. War uns doch da kurz hinter Santa Barbara in den Apfelsinenhainen auf der Landstraße das Benzin ausgegangen. Ich gehe zur nächsten Farm, um welches zu kaufen, da fällt mich so ein garstiger Köter an und sagt mir die ganze gute, beinahe neue, einzige Hose von oben bis unten durch. — Ich bevölkerte also Los Angeles in geborgter, blauer Drillhose. Damit verboten sich leider einige Besuche, die ich gern gemacht hätte. Aber in die Ölfelder paßte ich ganz gut. So fuhr ich nach Signal Hill hinaus.



„...und dann wandert das Öl
zu den Raffinerien, die man an den riesigen Tankfarmen erkennt...“

Lichtbild: D. G. Goppé.

Signal Hill, die Ölstadt.

Schon von weitem zeichnet sich am Horizont die Bodenwelle von Signal Hill ab, bedeckt mit Bohrtürmen, die zunächst wie Baumstämme nach einem Waldbrand aussehen. Beim Näherkommen hat man wirklich einen Wald von Türmen vor sich. Es heißt, daß von fünf Bohrtürmen vier überflüssig seien: ein einziger hätte die gleiche Menge Öl gefördert. Ja, noch mehr: der natürliche Druck des Erdgases, der das Öl emporreibt, wäre länger erhalten geblieben und hätte den Brunnen selbständig fließen lassen, während das Öl jetzt gepumpt werden muß. Aber bei der bis ins kleinste gehenden Aufteilung des Bodens infolge wahnwitziger Spekulation ist jeder Inhaber von ein paar Quadratmetern gezwungen, mit fieberhafter Eile zu bohren, ehe der Nachbar ihm das kostbare Öl abzapft, denn natürlich pumpt der, der zuerst mit dem Bohrloch tieferkommt, das Öl rings aus dem losen Sand weg. Ein Sowjetrusse könnte wohl hier mit Recht ein krasses Beispiel der Raubtierinstinkte kapitalistischer Wirtschaft finden. Der Wahnsinn dieser Vergeudung ist in moderneren Geldern auch mit mehr oder weniger Erfolg vermieden worden, durch Übereinkommen der Besitzer zu systematischem Bohren oder — typischer für USA. — durch das Machtwort einer großen Gesellschaft, die die kleinen Besitzer mit der Zeit auffriszt.

Ein Ölfeld ist ein Bild eigenartiger Mischung von Geschäftigkeit und Trägheit. Das Bohren selbst geschieht immer in fieberhafter Eile: keine Kosten werden gescheut, keine Minute Tag und Nacht verloren. Das bringt die Gefahr der Konkurrenzbohrung mit sich; auch erfordert es das meist beträchtliche investierte Kapital, das sich möglichst schnell verzinsen soll. Ist die Bohrung sündig — das ist allerdings keineswegs

jede —, so fließt das Öl von selbst träge und dickflüssig ein halbes Jahr oder länger. Danach wird es fünf bis zehn Jahre lang gepumpt, bis die Quelle versiegt. Das Bohren geschieht mit scharfen, kantigen Bohrköpfen; man dreht mit der Maschine durch Kettenantrieb den ganzen Rohrschaft mit der Bohrkrone. Diese wird in 8 bis 20 Stunden stumpf. Man bohrt also 8 Stunden, dann zieht man mit einem oben am Turm angebrachten Seil den ganzen Strang Rohre heraus, mit jedem Zug so viel, wie der Turm hoch ist. Man muß sie also auseinander-schrauben, bis man alle Rohre heraus hat. Das dauert Stunden. Dann setzt man die neue Bohrkrone ein und läßt sie wieder ins Bohrloch hinab, Rohr an Rohr schraubend. Sobald die Krone unten ist, fängt man wieder an zu bohren. Man pumpt schleimiges Wasser zur Kühlung innen durch die Rohre. Es steigt außen wieder hoch und zirkuliert von neuem. Wenn das Loch zu tief wird, um dem Seitendruck des Bodens standzuhalten, setzt man ein Stahlrohr ein und bohrt durch dieses weiter mit einem Rohr von geringerem Durchmesser. Die stärksten Rohre für die tiefsten Brunnen haben heute Durchmesser bis zu einem Meter.

Zahllos sind die Schwierigkeiten beim Bohren: das Rohr kann brechen, kann sich klemmen, die Bohrkrone kann im Loch steckenbleiben, so daß man tagelang „fischen“ muß.

Furchtbar ist es, wenn im Ölfeld Feuer ausbricht. Im Nu steht der ganze ölgetränkte Hügel in Flammen, und wie ein feurig-flüssiger Strom ergießt sich das Petroleum über das Land. Die Tanks explodieren, und ihr Inhalt strömt brennend dahin, die hölzernen Bohrtürme lodern. Wer will dem Glammenmeer Einhalt gebieten? — Wasser würde die Katastrophe nur vergrößern: das brennende Öl würde auf dem Wasser schwimmend nur noch weiter getragen werden. So bekämpft man den Brand mit Sprengungen, durch die man zunächst

die Quelle verstopft und so dem Feuer weitere Nahrung entzieht; dann durch Aufwerfen von Erdwällen, mit denen man den feurigen Strom in bestimmte Bahnen lenkt und von Gebäuden und Öltanks möglichst fernhält. Das Löschchen von Ölbränden ist eine ganze Wissenschaft für sich.

Wenn das Öl erst einmal läuft, dann muß man es auffangen. Bei neuen Quellen aber fließt oft das erste Öl, zumal wenn es unter hohem Druck emporgeschleudert wird, in die Erde. Da steht es dann in Pfützen, faul, stinkend und widerlich. Aber bald genug hat man Tanks bereit, die den kostbaren Strom aufnehmen. Im Casing Head scheidet man Erdgas und Wasser vom Öl. Und dann wandert dieses durch endlose Rohrsysteme zu den Raffinerien, die ringsherum liegen und die man an den riesigen „Tankfarmen“ und Rußwolken erkennt. Hier wird das Rohöl zu Benzin, zu schwerem und leichtem Öl, zu Schmierfetten usw. abdestilliert. Das Erdgas aber wandert in riesige Gasbehälter und von dort nach Los Angeles, um Mutter den Kaffee zu kochen und Vater Brot zu geben in der Fabrik, die ihren Energiebedarf aus Gas erzeugt.

Die meisten Öltürme sind noch aus Holz, einfache Gerüste und alle gleich. Nur die neueren sind aus Stahl, zum mindesten die für tiefere Bohrungen. Sie sind um so höher, je tiefer das Loch werden soll. Zwischen den Türmen stehen die Dampfmaschinen, moderne elektrische Antriebsmaschinen sind noch selten. Um sie herum ist das typische Bild: Dreck! Zäher, fetter, öliges Dreck. Wohin man sieht und riecht, dies scheußliche Petroleum. Es kriecht an Holz und Eisen und am Boden entlang wie häßliche schwarze Quallen. Das behäbige Auf und Ab der massigen Pumpenschwengel an den Türmen gibt das Tempo an im Ölfeld. Die Dampfmaschinen ächzen im Takt und blasen ihre weißen Wolken am Fuß des Gerüsts aus. Die Dieselmotoren der Pumpstation töffen, schwarze Rußringe steigen von ihnen in die blaue Luft. Die Kompressoren surren, Kühlwasser dampft und brodelte.

Man sieht kaum Menschen im Ölfeld, und wenn man sie sieht, sind sie unmenschlich schmutzig und verölt. Sie sehen aus, als hätte sie jemand in das überall in schmierigen Lachen im Sand versickernde, grünliche, flebrige Petroleum gestunkt, und immer lungern sie träge herum. Kein Mensch scheint etwas Rechtes zu tun zu haben; sie passen alle auf, auf die Pumpe, auf die Dampfessel, auf die Rotationsmaschine beim Bohren. Der Bohrmeister scheint lässig am Hebel zu stehen. Aber jeder Nerv ist gespannt. Er fühlt mit seiner Maschine. Er tastet das endlose Stahlrohr hinunter, das an einem Flaschenzug hängt. Er merkt genau, wie die Bohrkronen läuft. Man muß die Bohrmaschine einmal beobachten, mit welcher erstaunlichen Anpassungsfähigkeit, mit welcher beinahe menschlichen Vernunft sie alle Arbeit am Bohrturm verrichtet. Da bewegt sich nichts hastig oder unruhig, keine Sekunde wird verloren, keine Bewegung zuviel oder zuwenig gemacht.

Das Wettrennen und Wagnis um Öl ist voller Überraschungen. Es wird mit modernster, kompliziertester Wissenschaft betrieben und ist doch so fern von systematischer Berechnung. Es bleibt immer ein Glücksspiel. Das ist es, warum ein Ölfeld nie so träge ist, wie es aussehen mag.

Ich nähre mich von Zucker und Optimismus.

Ich weiß nicht mehr, weshalb ich mir eingebildet hatte, in Los Angeles Geld auf der Post liegen zu haben. Jedenfalls war kein Geld da, als ich mich danach erkundigte. So ließ ich mich denn am Fuß der weißen Marmortreppe auf der Schattenseite des großartigen wolkenkränzenden Rathauses nieder und zählte meinen Reichtum: es ergaben sich genau 2,80 Dollar. Das stimmte mich nachdenklich. So viel stand fest: nach Inspiration, Arizona, hatte ich eine Empfehlung

an den Generaldirektor der dortigen großen Kupferminen. Da wollte ich arbeiten und, da ich Bergmann bin, praktische Erfahrung sammeln. Wenn ich erst einmal dort sein würde, konnte ich für viel Geld eine interessante Arbeit tun — nur war Inspiration, Arizona, von Los Angeles etwa 900 Kilometer (etwa Berlin—Basel) entfernt, und ich hatte noch 2,80 Dollar.

Mein ehrgeiziges Reiseziel war erreicht: Atlantik — Pazifik, Überquerung des amerikanischen Kontinents von Küste zu Küste. Nun handelte es sich noch darum, wieder zurückzukommen. Und zwischendurch mußte ich doch immer wieder arbeiten, um mir den Lebensunterhalt und notfalls auch Reisegeld zu verdienen — wenn ich auch nicht vorhatte, für Fahrgeld allzuviel auszugeben. Also Geld brauchte ich jedenfalls. Mein Gott, wenn man nur noch 2,80 Dollar hat und genau weiß, daß man im Frühling in Kalifornien keine Arbeit kriegt, wo der Markt von billigen Arbeitskräften überschwemmt ist!

Seit sechs Tagen hatte ich fast nichts als Stückzucker gegessen, eine ernährungstechnisch interessante Einzelheit. Ich fühlte mich sehr wohl dabei, aber freilich hatte ich nicht die Absicht, es auf die Dauer bei dieser Beköstigung bewenden zu lassen. Dies war die schwierigste Situation, in die ich während der ganzen Reise gekommen bin. Aber nach einiger Verzweiflung überwand ich trübe Stimmung und Magenknurren, der alte Optimismus gewann wieder die Oberhand. Jemandem Deus ex machina würde sich schon konstruieren lassen. Es handelte sich nur darum, ihn möglichst bald aufzutreffen zu lassen. Das erforderte einiges Nachdenken, denn so ein Deus ist ungeheuer erhaben und verlangt peinliche Formlichkeit im Ritus.

Ich begann mich über die kritische Lage zu freuen: jetzt war ich Ernst Stolper, sonst nichts, nicht Student, nicht Bergmann, sondern in meiner Arbeitshose ohne Geld einer aus der großen Masse in der fremden Großstadt, ein Arbeitsloser, Heimatloser, Beziehungsloser. Jetzt war ich einmal nur eine Nummer auf dem Arbeitsmarkt, den jene „ehernen Gesetze“ regieren, von denen mir mein Volkswirtschaftsprofessor solange gepredigt hatte. — Wie anders denkt man doch über volkswirtschaftliche und soziale Gesetze, wenn man selbst unter ihrem Gebot steht!

Zunächst kaufte ich mir bei einem Trödler an der Straßenecke für 50 Cents einen Rasierapparat. Rasiert muß man schließlich sein. Wenn ich nichts zu essen habe, ist das meine Sache. Aber unrasiert zu sein, ist eine Unhöflichkeit gegen die Mitwelt und außerdem eine schlechte Visitenkarte beim Arbeitsuchen.

Dann stand ich Schlange vor Arbeitsnachweisen, saß im vollgespuckten Auskunftsbüro eines deutschen Arbeitsagenten, war einer der tausend Proleten ringsum, die spuckend und Witze reißend darauf warteten, ihre Arbeitskraft verkaufen zu können, die keiner haben wollte. Mit dem deutschen Agenten schloß ich Duzbrüderschaft, und nachdem ich ihm meine letzten für solche Zwecke bewahrten Zigaretten geopfert hatte, schwelgten wir in Heimerinnerungen. Als ich dann gar den üblichen „Griß Meier in Europa“ als gemeinsamen Bekannten entdeckte, war er entzückt und von der Zuverlässigkeit meiner Arbeitskraft überzeugt — so fanden sich allerlei Möglichkeiten. Ein Drogist in einer Vorstadt wollte mich nehmen, aber die Bezahlung war so schlecht, daß ich fast nichts hätte ersparen können, und Drogeriestift sein — schaurig! — Ich konnte mich mit Mexikanern in das glühend heiße Imperial Valley an der Grenze von Kalifornien, Arizona und Mexiko kostenlos verschicken lassen, um dort Baumwollfelder zu pflügen. Damit hätte ich ein Drittel des Weges nach Inspiration zurückgelegt. Aber es war so abgelegen — wer sollte mich von dort aus weiter mitnehmen? Und mit mexikanischen Peonen arbeiten — ausgeschlossen! — Ob ich nicht auf einem Pull-



Brand im Ölfeld von Signal Hill.

Lichtbild: New York Times.

manzug Kellner spielen könnte? — „Ja, haben Sie die Gewerkschaftskarte der Kellner?“ — Als blinder Passagier auf dem Santa-Fé-Expreßzug zu fahren, gilt als lebensgefährlich: er ist dafür berüchtigt, daß „geschmissen“, das heißt, daß man einfach vom fahrenden Zuge herabgestoßen wird.

Schließlich ging ich ganz frech ans Telephon und rief das Personalbüro einer kleineren Bergwerksgesellschaft an: „Hallo, Mr. Dwight! Hier ist Ernst Stölper! Ich habe hier einen jungen Mann, sehr tüchtig — kann ihn sehr empfehlen —, der will unter Tage arbeiten. Können Sie ihn einstellen? Ich wäre Ihnen sehr verbunden.“ Aber sehr höflich, sehr bedauernd bekam ich zur Antwort, sie entließen ständig Arbeiter und könnten keine neuen brauchen.

Bis zum Abend hatte sich einiges geklärt. Drei Möglichkeiten bestanden: Ich konnte hier weiter Arbeit suchen. Das war die dümmste Möglichkeit, denn ich würde keine vernünftige finden. Oder ich konnte mich nach einem Dampfer umsehen, der nach Newyork oder gar direkt nach Hamburg fuhr. Als Boy würde man mich wohl nehmen. Aber es wäre Glücks-sache, einen zu finden, und uninteressant. Und endlich konnte ich die etwa 900 Kilometer nach Miami, Arizona, bökmen, wo ich gutbezahlte Bergmannsarbeit finden würde. Dies war das beste. Aber wer nimmt mich mit nach Arizona? Ich zermarterte mein Hirn, während ich die Landkarte studierte.

Los Angeles hat seinen Stolz: den Hafen von San Pedro, der zehn Millionen Dollar gekostet hat. Was wird im Hafen von San Pedro umgeschlagen? Öl, Bohrrohre für Öl, Erz, Kohle, Baumwolle, Gemüse und Obst — das berühmte kalifornische Obst. Kommt all das Obst aus Kalifornien? Nein, viel Obst und viel Gemüse kommt von weit her, vom großen Bewässerungsparadies des Salt River in Arizona. Wie kommt es von dort nach San Pedro? Mit der Eisen-

bahn, dem berühmten Santa-Fé-Fruchtexpres — aber nicht ausschließlich. Ein großer Teil der in der Hitze schnell zerfallenden Obstsorten kommt in Lastautos herüber. Und die müssen ja irgendwie wieder zurückfahren. Hier war der Deus ex machina!

Am andern Morgen lernte ich sehr genau kennen, wie eine Millionenstadt gefüttert wird: Los Angeles' Lebensmittelmarkt. Stinkige Markthallen, Läden, vornehme Großhändler- und Maklerfirmen. Der Obsthandel ist fast ganz in Händen von Italienern und Griechen. „Buenos dias, Senor“, sagte ich immer. Das war zwar kein Italienisch, aber vielleicht führte ich mich auf Spanisch besser ein, als wenn ich mich als hundertprozentigen Amerikaner ausgegeben hätte. Es stellte sich heraus, daß eine Frachtgesellschaft existierte, die nicht nur bis ins Imperial Valley an der Grenze von Arizona fuhr, sondern bis Phönix im Herzen des Staates. Die also galt's zu finden! Wie hieß sie, wo steckte sie? — Adressbuch, Schuhmann, Gemüsehändler, Chauffeure wurden in Bewegung gesetzt. Endlich fand ich die richtigen Leute und verhandelte: ich wollte ihnen soundso lange packen helfen, und sie sollten mich nach Phönix mitnehmen. Schließlich hatte ich einen breitgeschlagen. Drei Tage sollte ich packen, verlangte der Schuft, für nichts in der Welt! Denn ihn kostete es ja nicht mehr Benzin, ob da noch einer mitfuhr.

Diese Nacht schlief ich in einem unbewohnten, baufälligen Hause, von denen es in Los Angeles viele gibt. Der Hunger war mittlerweile erheblich geworden. Morgens um acht Uhr trat ich zum Packen an. Um elf entpuppte sich, daß ich mein eigenes Auto gepackt hatte. „Well, let's go!“ war die einzige Bemerkung des „Chefs“. Mir fiel ein Stein vom Herzen, als das Auto sich in Bewegung setzte.

(Fortsetzung folgt.)

Besuch auf der Kurischen Nehrung.

Mit 5 Lichtbildern von Paul W. John.



Auf der „Großen Düne“ bei Nidden.

Unser Zug donnert durch die ostpreussische Landschaft nach Königsberg, wo wir zum Nordbahnhof müssen, um von dort Kranzbek zu erreichen. Auf dem unruhigen Haffwasser schaukelt schon der große Dampfer, um uns in kurzer Frist nach Norden zu tragen, zur Kurischen Nehrung. Dieser etwa 100 Kilometer lange, schmale Landstreifen zwischen Ostsee und Kurischem Haff hat schon den berühmten Forscher Alexander von Humboldt durch seine Eigenart und Schönheit vor 100 Jahren zu dem Ausspruch veranlaßt: „Die Kurische Nehrung ist so merkwürdig, daß man sie eigentlich wie Spanien und Italien gesehen haben muß, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen soll.“ An manchen Stellen nur etwa 500 Meter breit, beträgt ihre größte Seitenausdehnung 4 Kilometer. Hier befinden sich die höchsten und größten Wanderdünen Europas, die sich jährlich etwa 4 bis 5 Meter durch die Einwirkung des Windes von der Ostsee auf das Haff zu bewegen. Teilweise hat man sie in der Nähe der Dörfschaften durch Anpflanzung von Strandhafer festgelegt, da sie früher ganze Dörfer begruben.

Bei der Dampferfahrt über die weite, unübersehbare

Wasserfläche taucht bald zur Linken ein dunkler, bewaldeter Nehrungstreifen auf, unterbrochen durch die Fischer-siedlung Sarkau, dann erscheinen in leuchtendem Gelb die ersten Dünen, um sich mit geringen Unterbrechungen über den ganzen Landstrich bis zur Südspitze gegenüber von Memel hinzuziehen. Ein packendes Bild bieten diese bis 60 Meter aufsteigenden, gleich einem Gebirgszug am Haffstrand sich erhebenden Wanderdünen.

Am schönsten ist die Dünenwelt im Herbst, wenn die leuchtenden Farben des Himmels sich vertieft zu haben scheinen, Geschwader von schneeweißen Möwen auf dem Wasser schwimmen oder in der durchsichtigen Luft schweben. Besonders die wilden Herbststürme formen bei Tag und Nacht immer neue Kuppen und Ränder, so daß man ständig die wunderbarsten Naturveränderungen entdecken kann. Selbst vielgereiste und weitgewanderte Menschen müssen beim Anblick dieser heroischen Landschaft gestehen, daß sie nirgendwo Ähnliches gesehen haben. Manche Dünenstellen erinnern wirklich an unabsehbare Sandwüsten, wie sie sonst nur der Orient aufweist. Und wie verändert sich dies alles, wenn gewaltige

Wolkenschatten darüber hinwegziehen und vom aufgeregten Haff her der Sturm die sandige Oberfläche wellenförmig kräuselt. Neben dem Strandhafer und der Stranddistel bilden sich an manchen Stellen rötlich blühende Thymianheiden, die von weitem an blühendes Heidekraut erinnern.

Zwischen Rossitten und Nidden geht jetzt seit 1923 leider die litauische Grenze hindurch und teilt politisch das Gebiet in zwei Teile. Als Polen im Oktober 1920 unberechtigt die litauische Stadt Wilna nahm und trotz aller Proteste nicht mehr herausgab, besetzten am 10. Januar 1923 litauische Freischärler das Memelgebiet als „Schadenerfaß“. Auf der Pariser Votschafterkonferenz im Februar 1923 wurde dann dem Lande Litauen die Oberhoheit übertragen.

Nidden, das größte Dorf der Nehrung, baut sich in hübschen Terrassen am Haffufer auf. Seine Eigenart und Ursprünglichkeit lockte schon seit Jahren besonders viele Maler an, die jahraus, jahrein immer wiederkehren, da sie eine unendliche Zahl malerischer Motive hier



Altes hölzernes Fischerhaus in Nidden.



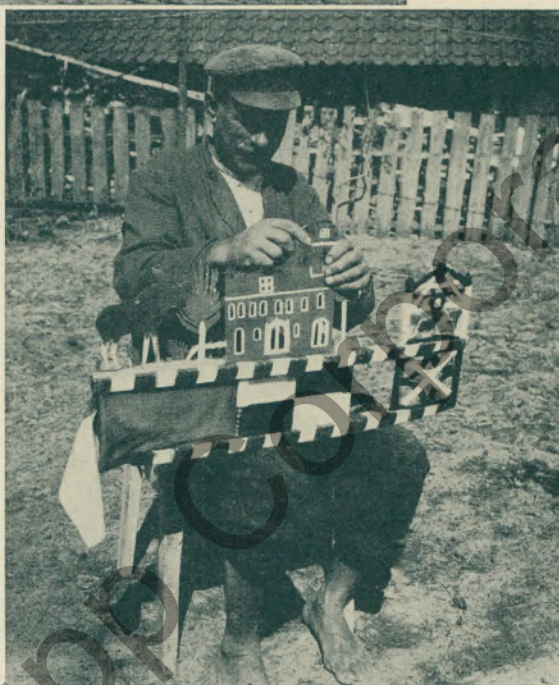
Fischerboote aus Nidden.

vorfinden. In den schilfgedeckten, uralten, meist noch schornsteinlosen Gehöften wohnen die kurlischen Fischer. Sie haben ständig einen schweren Kampf um ihre Existenz zu führen, und zu allen Jahreszeiten fahren diese Männer bei dunkler Nacht hinaus, um die ausgelegten Netze einzuholen. Wie oft kehren sie mit leeren Händen heim, wie manchen verschlang schon die aufgeregte See und selbst bei gelungenem Fang erhalten sie nur wenig Geld für ihre Fische; höchstens die selteneren Haflaale und Haflzander werden etwas besser bezahlt.

Am Haflufer finden wir die dunkelgeteernten, eigenartig geformten Fischerkähne mit ihren braunen Segeln und buntfarbigen Wimpeln auf der Mastspitze. Jeder Fischer schnitzt und bemalt seinen Wimpel stets selbst und ist stolz darauf, wenn seine Arbeit an Kunst die des Nachbarn übertrifft. Diese kurlischen Wimpel sind das Wahrzeichen aller dortigen Fischerboote, wie man sie sonst auf deutschen Gewässern nicht wieder antrifft.

In den unregelmäßigen Erlenbrüchen zwischen Nidden und Preil haufen noch etwa 70 bis 80 Elche, eine Hirschart. Sie werden bis 2 Meter hoch, und die männlichen Exemplare haben ein schaufelartiges oft sehr starkes Geweih. Der plumpe Körper erinnert etwas an unser Pferd. Sie stehen unter Naturschutz, lieben sumpfige Reviere, schwimmen gut und sind nicht sehr scheu. Man fährt am besten mit Wagen in ihre Standplätze, da sie Pferde fast immer nahe heranzulassen. Nähert man sich ihnen jedoch zu Fuß, galoppieren sie meistens schnell ins Dickicht. Beim Netztrocknen.

Kurlischer Fischer schnitzt einen bunten hölzernen Schiffswimpel, das Wahrzeichen ostpreussischer Fischerboote.



Zwischen Rossitten und Pillkopen haben auch die Segelflieger der Rhön-Rossitten-Gesellschaft ihr Lager aufgeschlagen, und etwa 300 Schüler benutzen jährlich die Dünen für ihre Flugversuche, da dort fast immer ein günstiger Wind hierfür vorhanden ist.

Einen ganz besonderen Ruf besitzt die Kurlische Nehrung bei Vogelkennern, denn schon seit 1901 besteht in Rossitten eine Vogelwarte, begründet von Professor Thienemann, in der die Rastel des Vogelzuges planmäßig erforscht werden. Etwa 250 verschiedene Vogelarten wurden hier beobachtet und festgestellt, von denen ungefähr der vierte Teil auch regelmäßig in der Gegend brütet. In einem besonderen Hause ist eine Schaussammlung ausgestopfter Tiere jedermann zugänglich. Daneben befinden sich eine Anzahl Käfige, in denen auch seltene große Vögel, wie Adler usw., lebend gehalten werden. Vertreter vieler Vogelarten werden hier gefangen und für die Weiterreise mit Erkennungsringen versehen, um so feststellen zu können, welche Strecken von den Tieren zurückgelegt werden. Man hat auf diese Weise festgestellt, daß beispielsweise die Störche auf ihrem Flug nach Afrika 3000 bis 4000 Kilometer zurücklegen. Auch sonst fast ausgestorbene Tiere, wie den schwarzen Storch, den Wandersfalken und Nachtreiber, findet man an der Kurlischen Nehrung vertreten. Ende August, wenn die Zugvögel nach dem Süden wandern, passieren oft an einem einzigen Tage etwa 300 000 bis 400 000 Vögel die Nehrung. Sie kommen zum großen Teil aus Rußland, dem Baltikum, Polen und Deutschland. Da aber die meisten Vogelarten nachts durchziehen und deshalb nur schwer beobachtet werden können, ist die geschätzte Zahl wahrscheinlich noch viel zu niedrig.



Aus meinem Leben.

Von Felix Zimmermans.

Als ich in dem Städtchen Lier in Flandern auf die Welt geblasen wurde, am Abend des 5. Juli 1886, war ich das dreizehnte Kind von vierzehn. Ich war eine Zugabe. Für mich war kein Platz mehr im Familienstammbuch. Deshalb schrieb man mich dann einfach auf den Umschlag.

Mein Vater war der Sohn eines Spizenhändlers, meine Mutter die Tochter eines Schmiedes. Ihre Häuser standen einander gerade gegenüber. Die Liebe verschmolz die Häuser, und wir wuchsen heran in lauter Spizen. Ich auch. Bald zeichnete ich die Märchenblumen nach und erfand neue, und früh schon lauschte ich den armen Arbeiterinnen, die die schlohweißen Spizen abliefern, ihrer saftigen Sprache, ihren farbigem Gesprächen und derben Geschichten. Wenn in meinen Büchern Humor ist, so verdanke ich das meinem flämischen Volk, das sehr voll Humor ist, und meinem Vater. Unter Humor verstehe ich keinen flachen Optimismus, sondern das, was unter dem Optimismus, unter dem Lebensverdruss und der Lebenstragik zu vernehmen ist und was aus jedem Verdruss als Freude oben herausblüht. Das flämische Volk war durch die Jahrhunderte hin ein tragisches Volk, das um seinen Bestand kämpfen mußte, doch das dank seinem Glauben froh an Geist und Herz geblieben ist. Vergessen wir nicht, daß die Verleiblichung von Flanderns hartem Kampf der größte Spötter und Lacher der Welt, Eulenspiegel, ist!

Ein Beispiel: Während des Krieges hatten die Leute wenig zu essen und kein Fleisch mehr. Das Fleisch aber hing so schmackhaft in den Läden. Gut, ich habe sehr fleischlüsterne Menschen daran vorübergehen sehen, aber sie wurden nicht bitter und nicht müffig. Sie zogen im Vorbeigehen ihren Hut ab und sagten: „Guten Tag, Fleisch.“

Auch mein Vater war voll Humor, und wenn ich jetzt ein paar Worte über ihn sage, so geschieht es nicht, weil es mein Vater ist, sondern weil er mich das Erzählen gelehrt und so mitgearbeitet hat an meinem Buch „Das Jesuskind in Flandern“ und an anderen Arbeiten, ohne daß er es wußte.

Mein Vater war ein Spizenhändler und verkaufte auf dem Lande an die Bäuerinnen die Spizenhauben. Er verkaufte von Hof zu Hof und war dann immer wie ein Bauer gekleidet, mit einem langen blauen Kittel, einem roten Halstuch und einer hohen seidenen Mütze; denn die Bäuerinnen kauften nicht gern von einem „Herrn“, denn dann werden sie betrogen. Darum kleidete sich mein Vater wie ein Bauer, und dann wurden sie nicht betrogen.

Doch er blieb oft eine ganze Woche von Hause weg. Da es damals noch keine elektrischen Bahnen und Autobusse gab, dachte er es sich aus, mit einem Hundewagen, mit fünf Hunden bespannt, zu den Bäuerinnen zu fahren, und so sehe ich ihn heute noch abfahren. Er stand dann aufrecht in seinem Wagen, hielt die fünf Zügel in der Hand, knallte mit der Peitsche, sang dabei ein Lied, der Wind blies in seinen blauen Kittel, und so fuhr er weg wie ein echter römischer Triumphator. Die Mutter blieb allein mit den vierzehn Kindern zu Hause, um die schwierige Spizenarbeit zu verrichten. Sie sehnte sich nach dem Abend, um ruhig arbeiten zu können, und wenn der erste Stern in der Luft erschien, rief sie uns herein, zählte uns, und wenn die Zahl stimmte, sagte sie: „Stehengeblieben!“, warf ein Kreuzchen über uns: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, amen“ und dann: „Alle nach oben!“

Wir gingen ungern schlafen, aber wenn der Vater nach Hause kam, gingen wir gern früh zu Bett, weil er uns selbst zu Bett brachte und weil er von seinen Reisen uns so prach-

volle Dinge mitbrachte, auch neue Erzählungen und Lieder. In all diesem saß gerade der Humor. Wenn er im Lauf einer ganzen Woche nicht so viel verkauft hatte, um die Unkosten zu decken, und wußte, daß zu Hause eine Mutter mit vierzehn Kindern wartet, dann hatte er, so meine ich, wahrlich genügend Stoff, um voll Verdruss und schwarzer Galle zu sein. Aber er blieb fröhlich. Nicht für sich selbst, aber für uns. Und hier liegt gerade die Kraft des Humors. Sie geht auf andere über. Mein Vater hätte ja nun ruhig sagen können: „Ich lasse sie zu Hause ruhig im Dreck stecken“, aber er wollte uns ja gerade froh machen. Deshalb brachte er für jedes Kind von seinen Reisen etwas mit und immer etwas, das uns viel Freude machte. Und das ist gerade so schwer, wenn man nicht genug verdient hat. Aber sein Geist fand immer etwas.

Und die Erzählungen! Es war eine wundervolle Zeit. Ich sehe uns noch nach oben gehen, eine lange Zwiebelschnur von Kindern und mein Vater mit der Kerze hinterher und ich auf seinem Rücken. Als wir zu Bett lagen, erzählte er die Geschichten, die alle Menschen ihren Kindern erzählen, von Schneewittchen, Rotkäppchen, Genoveva von Brabant. Wir beginnen immer damit: „Es war einmal“; aber das ist viel zu vage, als ob nie etwas wirklich gewesen wäre; er dagegen fing immer an: „Ich war einmal...“ Denn er war immer und überall selbst dabei gewesen. Und doch kam er nicht zu viel darin vor, nur manchmal, aber dann im richtigen Augenblick: Wenn der Wolf Rotkäppchen totbeissen wollte, dann kam er gerade dazu und schlug den Wolf tot. Jetzt wußten wir wenigstens, daß dieses Tier, vor dem wir uns so fürchteten, nicht mehr lebte.

Wenn er von den Heiligen Drei Königen erzählte, sagte er: „Und der Schwarze läßt euch grüßen.“ Dann ging ich mit meinen Freunden zu der Stelle, an der mein Vater mit den drei Königen gesprochen hatte, nicht weit draußen vor der Stadt. Dann sah ich sie in meiner Phantasie über die Feldwege ziehen, an den Höfen vorbei, durch den Wacholder und über den Nethesfluß. Ich sah alles in unserem Land geschehen. Alles, was mein Vater aus den schönen Evangelien erzählte, stellte er immer so dar, als ob es in der Umgebung von Lier geschehen sei. Wie konnte es da anders geschehen, daß ich mir später die Geschichten vom Jesuskind, obwohl ich genau wußte, daß sie sich in Palästina ereignet hatten, doch so gern in unserem Land vorstellte.

Meine Kindheit also ging vorüber mit Zeichnen, Lesen und Erzählen. Wie bei jedem Flamen, zeigte sich auch bei mir die zwiespältige Natur, ein Hang zur Realität, zum Sinnlichen, und eine Neigung zum Mystischen. Meine abendländische Mystik erlag aber bald dem betäubenden Einfluß des Orients, und ich ergab mich dem Studium des Okkultismus, Buddhismus, Kabbalismus und ich weiß nicht wieviel anderer Ismen. Doch ich wagte es nicht, mir einen eigenen Ismus daraus zu machen und nach ihm zu leben. Angstgefühl, Furcht vor dem Leben und Aberglauben waren die Folgen, und daraus wurde das grausige Büchlein „Dämmerungen des Todes“ geboren. Es enthielt nicht ein Komma Lebensfreude. Eine Operation warf mich hilflos auf das Krankenbett. Ich glaubte den letzten Atem auszuhauchen, doch ich tat es nicht. Eine neue Lebensfreude richtete mich auf. Doch jetzt nicht mehr, um den Schlüssel zu allen Mysterien zu finden — sie konnten mir gestohlen bleiben —, sondern um zu leben, dankbar und voll Bewunderung zu leben.

(Aus dem Flämischen übertragen von Adolf v. Hasse Id.)



Lichtbilder: B. Pantenburg.

Finnländische Infanteriereserve in Schneemänteln bei einer Winterübung.

Wehrhaftes Suomi.

Vom freiwilligen Volksheer der Finnländer.

Von Dipl.-Ing. B. Pantenburg, Köln.

Wir stehen augenblicklich vor dem Umbau unserer Wehrorganisation. Noch wissen wir nicht, wie sich in Zukunft unsere Landesverteidigung gestalten wird. Bieweit das kleine Finnland uns mit seiner Wehrverfassung zum Vorbild dienen kann, mag fraglich sein — ein sehr wesentliches Moment dürfte aber auch bei uns höchste Beachtung finden, nämlich das Beispiel einer glühenden Vaterlandsliebe und eines stark ausgeprägten nationalen Willens, das zeigt, wie selbst auch ein kleines Land mit bescheidenen Hilfsmitteln und unter ungünstigsten Bedingungen durch zielbewußtes Handeln Großes erreichen kann.

„Si vis pacem, para bellum“ — „Willst du dir den Frieden (und damit die Freiheit, so wollen wir hinzufügen!) erhalten, dann sei auf den Krieg vorbereitet!“

So sagten schon die alten Römer, und so handeln auch die Finnländer, jene jüngste skandinavische Nation von etwa 3,5 Millionen Einwohnern, die jedoch einen Raum bewohnen, der nur etwa um ein Fünftel kleiner ist als das Deutsche Reich. An riesig langer Landfront hat man das kommunistische Rußland als äußerst unangenehmen Nachbarn. Und wer weiß, ob Suomi — das Land der Finnen — sich seine nationale Selbstständigkeit bisher hätte erhalten können, wenn seine Wehr nicht so scharf wäre!

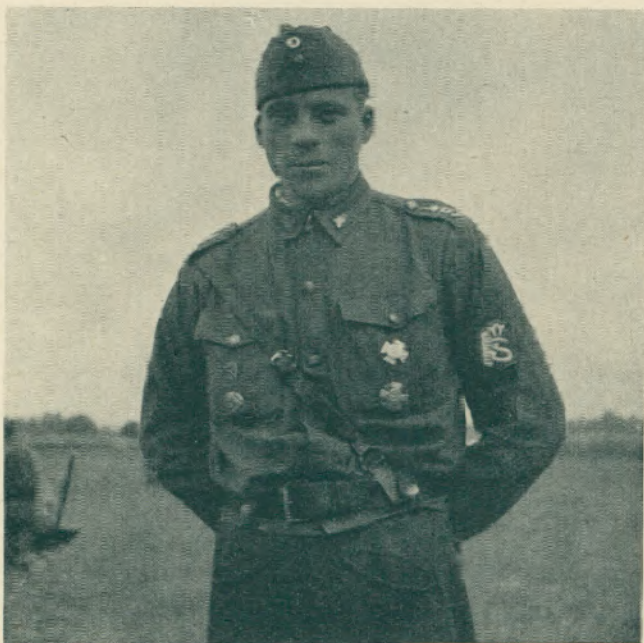
Es sind nicht nur das reguläre Heer und die kleine Marine, die zusammen etwa 28 000 Mann zählen, und die auf dem Prinzip der allgemeinen Wehrpflicht

beruhen, es ist vor allem die für Finnland eigentümliche freiwillige Schußkorpsorganisation, die als außerordentlich schlag-

fertige und augenblicklich verfügbare Streitkraft dem Lande einen starken militärischen Rückhalt gibt. Diese in ihrer Art zweifellos einzigartige Milizorganisation ist hervorgegangen aus den sogenannten „Weißen Garden“, die im Jahre 1917 unter dem General Mannerheim von der westfinnischen Landschaft Oesterbotten aus begannen, die verhassten — damals zudem auch noch roten — russischen Unterdrücker aus dem Lande zu treiben. Fast aussichtslos schien dieser Kampf erst — man hatte keine Waffen! Diese mußte man sich buchstäblich erst vom Gegner ersiegen; es waren bis zur Ankunft der „Jäger“ („ihrer“ Jäger, s. umstehend!) nahezu keine militärischen Führer vorhanden. Nur eins war da: der glühende Wille zur Freiheit,



Aufklärungsstaffel
im Finnischen Meeresbusen.



Jünger Offizier des Schußkorps.



M.-G.-Abteilung in Stellung.



Schützentrupp in Reserve.

eine Tat- und Opferbereitschaft, sich für Heimat und Nation einzusetzen, wie sie stärker kaum gedacht werden kann.

Nach jahrhundertelangem zähem und erbittertem Ringen um die Befreiung von der Fremdherrschaft gelang es den Finnländern dann doch endlich, den Freiheitskampf siegreich zu Ende zu führen. Hierbei leistete das im Frühjahr 1918 in Südwestfinnland — in Hangö — gelandete deutsche Expeditionskorps des Generals Grafen v. d. Golz wertvolle Waffenhilfe, eine Hilfe, die bis heute unvergessen geblieben ist und in der tiefen Dankbarkeit der Finnländer immer wieder zum Ausdruck kommt. Über die Beweggründe zu unserem Eingreifen in Finnland sagt der General in seinem Werke „Meine Sendung in Finnland und im Baltikum“, es habe außer dem rein militärischen auch noch der Gesichtspunkt eine Rolle gespielt, daß Deutschland als Vorkämpfer der nordischen Kultur es nicht habe mitansehen können, daß ein Volk hoher germanischer Bildung wie die Finnländer, die uns schätzten und uns zudem mit Freiwilligen unterstützt hatten, der Vernichtung durch die Bolschewisten und die eigenen verheßten Volksgenossen anheimfiel. So wurde trotz unserer eigenen schweren Bedrängnis die „Ostseedivision“ von Danzig aus entsendet.

Vor nunmehr sechzehn Jahren, am 12. April 1918, nahmen die Deutschen die Hauptstadt Helsingfors ein und konnten in den darauffolgenden Kämpfen zusammen mit dem weißen Bauernheer die Roten vernichtend schlagen und aus dem Lande treiben. Sooft man an den wichtigen Heldendenkmälern vorüberkommt, die man den gefallenen Deutschen an den Orten der Kämpfe errichtet hat — immer wird man sie mit frischen Blumen und Kränzen geschmückt sehen. Und Finnland ist vielleicht heute das Land in der Welt — immer noch! — in dem wir Deutsche die meisten Sympathien haben.

Vaterländisch begeisterte junge Finnländer haben ja während des Krieges auf unserer Seite gegen die verhassten Russen gekämpft und sich unvergängliche Lorbeeren erkämpft. Es sind jene zweitausend Mann — wohl mit die Besten ihres Volkes —, die unter unsäglichen Schwierigkeiten auf heimlichen Wegen — meist über Schweden — nach Deutschland kamen und im Preussischen Jägerbataillon Nr. 27 im Lockstedter Lager ausgebildet wurden, um an der Ostfront eingesetzt zu werden, bis sie im Februar 1918 unter dem Schutze deutscher Flotteneinheiten nach Wasa in Westfinnland befördert und dort gleich in Mannerheims weißer Bauernarmee als militärische Führer verteilt wurden. Diese Männer bilden heute im wesentlichen die Generalstäbe und die Offizierskorps der Armee und des Schußkorps. „Jäger“ gewesen zu sein, ist für den Finnländer eine ganz außerordentliche Ehre.

Neben der Armee unterhält Finnland dieses straff organisierte Schußkorps, das etwa 100 000 Freiwillige zählt — eine ganz erstaunlich hohe Zahl für das kleine Land. Demnach müßten wir bei 65 Millionen Einwohnern eine freiwillige Armee von rund zwei Millionen Mann haben! Im Schußkorps sind heute alle Waffengattungen vertreten, mit Ausnahme von Kampfwagen. Auch Marineformationen sind bereits vorhanden, die sich den Schuß der zerklüfteten Küsten zur Aufgabe gemacht haben.

Nach dem Befehl vom 16. September 1921 hat das Schußkorps die Aufgabe, teils einen Schuß für die gesetzliche Ordnung im Lande zu bilden, teils als Armeereserve — vor allem als augenblicklich mobile Grenzschußformation — im Kriege zu dienen. Jeder finnische Staatsbürger, der das 17. Lebensjahr erreicht hat und dessen Treue zur Verfassung außer Zweifel steht, kann in das Schußkorps eintreten; in Ausnahmefällen mit Zustimmung der Eltern auch jüngere, die man in großer Zahl vertreten sieht und die in besonderen Lagern ausgebildet werden.

Freiwillig — und das ist das Bewundernswerte — unterziehen sich alte und junge vaterlandsliebende Männer mit unermüdlichem Eifer den schweren Strapazen der keineswegs

seltener Manöver und Feldübungen, die vor allem im Winter sehr erhebliche Anforderungen an den einzelnen stellen. Da in Finnland etwa sechs Monate strenger Winter herrscht, muß man sich auch auf den Winterkrieg vorbereiten. Schlitten und Schier bilden dann im wesentlichen die einzigen Beförderungsmittel. Die einzelnen Schützenkorpsformationen veranstalten fast jeden dritten Sonntag Übungen, wie Scharfschießen und Geländeübungen, im Winter Schi-Longläufe in voller Ausrüstung. Die weitere Ausbildung erfolgt nach den im Heer geltenden Grundsätzen vor und nach der Geschäftszeit und am Wochenende. Zur Ausbildung der Führer ist eine besondere Befehlsschule vorhanden. Außerdem stehen die verschiedenen Schulen der Armee zur Verfügung. Jeder Schützenkorpsmann hat seine vollkommene Ausrüstung zu Hause und muß sie sorgsam pflegen. Zum großen Teil stammen die Ausrüstungsgegenstände — wie Gewehr, Seitengewehr, Stahlhelm, Tornister usw. — aus erbeuteten russischen Beständen, aber teilweise auch aus Deutschland, wie überhaupt die deutsche Armee in vieler Hinsicht als Vorbild dient.

In diesem Zusammenhang dürfte sicher interessieren, daß das altgermanische Hakenkreuz auch im nationalen Finnland eine Rolle spielt. So tragen die Heeresflugzeuge auf ihren Tragflächen ein blaues Hakenkreuz in weißem Kreis als Nationale, auch zeigt ein Orden — das finnische „Freiheitskreuz“ — ein Hakenkreuz.

Das Schützenkorps ist dem stehenden Heere vollkommen gleichgestellt und hat einen eigenen Oberbefehlshaber und Generalstab. Die enge Verbindung zwischen beiden Wehrorganisationen wird durch gemeinsame Übungen und wechselseitige Kommandos von Offizieren aufrechterhalten. Der Staatspräsident hat die oberste Kommandogewalt sowohl der Armee als auch des Schützenkorps in Händen. Die Mittel für den Unterhalt des Schützenkorps werden zur Hälfte durch den Staat, zur Hälfte durch private Beiträge aufgebracht — auch ein bewundernswürdiges Zeichen für den Opfersinn der Bevölkerung!

Da man von dem Grundsatz ausgeht, auch den letzten wehrfähigen Mann an die Front zu bringen, hat man die Frauen, nachdem sie schon selbst zur Zeit des Freiheitskampfes die Initiative ergriffen, auch zur Landesverteidigung aktiv mit hinzugezogen. Diese Gleichberechtigung neben dem Mann bezieht sich aber naturgemäß nur auf die Dienste, zu denen die Frau an sich fähig ist. Es heißt da doch in jenem Gesetz der finnischen Verfassung, daß „jeder finnische Mitbürger verpflichtet ist, an der Verteidigung des Vaterlandes teilzunehmen oder dabei behilflich zu sein“.

Daß die Frauen sehr viel zur Vaterlandsverteidigung beitragen können — und auch durchaus aktiv —, haben die Finnländerinnen bereits in den Jahren des Freiheitskampfes 1917/18 bewiesen. Damals organisierten sich die Frauen zu Hilfsgruppen, die die Männer nach Kräften im Kampf unterstützten. Aus diesen praktisch schon erwiesenen vaterländischen Bestrebungen heraus entstand jene — auch wieder einzigartige — große, das ganze Land und Volk umfassende Einrichtung, die ihren Namen nach einer Heldin, Lotta Svärd, in dem Balladenzyklus des Dichters J. V. Runeberg, „Gäsnarich Stals Erzählungen“, wählte. Die finnländischen Frauen leitet der gleiche Gedanke, wie er in diesem Gedicht hervortritt: im Dienst der Landesverteidigung alle die Arbeiten zu übernehmen, die außerhalb der Tätigkeit des eigentlichen Frontkämpfers liegen, also Verpflegung, Bekleidung, Krankenpflege und ähnliches.

Lotta Svärd, so hieß jenes zwanzigjährige Mädchen, das in dem für Finnland so unglücklichen Kriege gegen Rußland im Jahre 1808/09 mit ihrem Liebsten ins Feld zog, nicht um selbst mitzukämpfen, sondern um die Verwundeten und Kranken zu pflegen. Als ihr Bräutigam den Heldenod für sein Vaterland starb, blieb Lotta Svärd bei der Truppe und machte den ganzen Feldzug mit.



Der weibliche „Sicherheitsunteroffizier“.



Essenausgabe in Schützenkorpslager.



Auf dem Manöververbandsplatz.



Feldküchenbatterie
im Schußkorpslager.



„Lotte“ als Dienstfreiwillige
beim Schußkorpsstabe.

Im Anfang des Freiheitskrieges im Jahre 1917 gehörten die „Lotten“ — so nennen sich die Angehörigen der Lotta-Evård-Ver-einigung — unmittelbar zu den „Weißen Gardien“, 1921 organi-sierten sie sich als eine eigene Institution, die über das ganze Land verteilt ist. Wie das Schußkorps, ist auch die Lotta-Evård-Dr-ganisation in 22 Landesdistrikte eingeteilt. Jeder Distrikt hat seine eigene Verwaltung und Kanzlei, Leiterin und Zentrals-komitee. Die Distrikte sind wieder in Abteilungen unterteilt.

Das Hauptquartier der Lotten ist in der Hauptstadt Hel-singfors. Die oberste Körperschaft und die Leitung bestehen aus neun Personen — die Präsidentin und acht Mitglieder der Ver-waltung. Die endgültige Ernennung der Präsidenschaftskan-didatin erfolgt durch den Oberbefehlshaber des Schußkorps, wodurch wieder die enge Verbundenheit zwischen diesen beiden Verbänden stark zum Ausdruck kommt. Insgesamt gibt es heute rund 30000 „Lotten“, eine wirklich sehr beachtliche Zahl bei einer Bevölkerung von 3,5 Millionen. Demnach müßten wir etwa 600000 Frauen wehrpolitisch — freiwillig! — or-ganisiert haben! Man unterscheidet zwei Gruppen von Lotten, die „Heimlotten“ und die „Feld- oder Frontlotten“. Die größte Abteilung bei diesen ist die Sanitätsabteilung.

Allen gemeinsam ist aber die freiwillige Verpflichtung zum Dienst. Außer der Präsidentin und einigen Lehrkräften be-kommt niemand eine Entschädigung für seine Tätigkeit, die recht viel Zeit in Anspruch nimmt und noch neben dem Beruf ausgeübt wird. Nur die reinen Sachausgaben, die im Dienste der Bewegung gemacht werden, bekommen die Lotten ersetzt.

Eines der Hauptziele der Erziehung der Frau im Dienste der Landesverteidigung und damit der Allgemeinheit ist die straffe Einordnung in und unter das große Ganze. Jede Feld-lotte muß an bestimmten Kursen teilnehmen. Zunächst werden sie in einer Grundbildungsschule ausgebildet (zwei Wochen), dann in einem weiteren Kursus als Feldküchen-leiterinnen (eine Woche), zum Schluß müssen sie einen sieben Monate währenden Kursus durchmachen. Im wesentlichen wird während dieser Zeit in den größeren Militär Lazaretten eine gründliche Ausbildung in der Krankenpflege vorgenom-men. In dieser Zeit sorgt allerdings der Staat für die Verpflegung und Wäsche der Lotten und für ihre Unterbrin-gung. Sie wohnen dann in gemeinsamen Unterkünften wie die Soldaten in ihren Kasernen.

Aber auch nach dieser Ausbildungszeit wird für die laufende

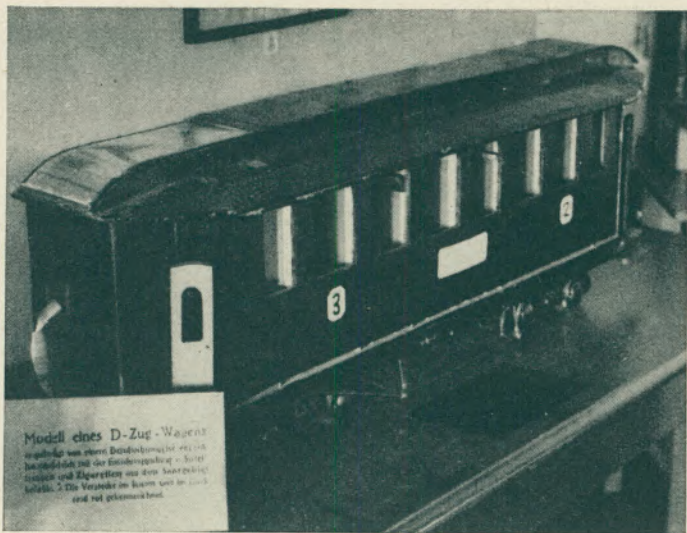
Unterrichtung Sorge getragen. Es gibt besondere, regel-mäßig veranstaltete Vorlesungs-, Instruktions- und Übungs-tage. Großen Wert legt man aber auch auf die Pflege der Leibesübungen, auf die körperliche Ertüchtigung der Lotten, damit sie den Strapazen des harten Dienstes gewachsen sind und ihren Teil zur Hebung der Volksgesundheit beitragen.

An den Feldübungen und Manövern des Schußkorps nehmen die Lotten beständig teil. Sie stellen den Proviant bereit und haben die Verpflegungsorganisation wie die Krankenpflege unter sich. Durch Sammlungen und Veranstaltung von Festlich-keiten bringen sie große Summen zur Erhaltung dieses frei-willigen Heeres auf. Das ist dann die Arbeit der Heimlotten.

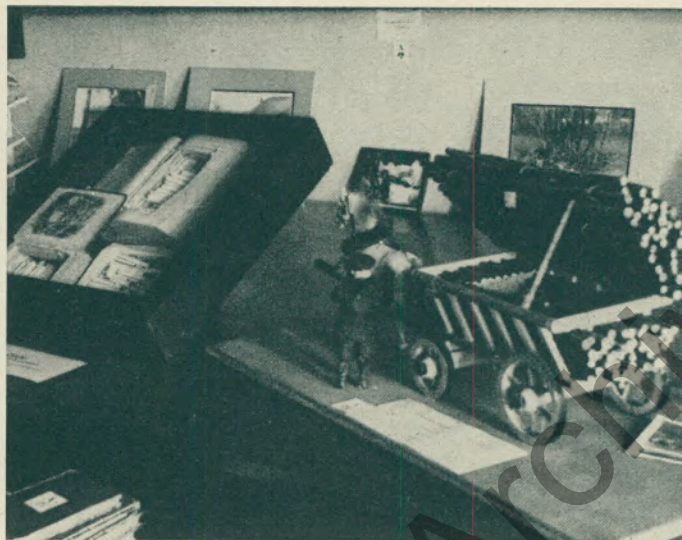
Jedes Mädchen, das achtzehn Jahre alt geworden ist, kann in die Lotta-Evård-Organisation eintreten; aber auch für die Mädchen im Alter von zehn bis siebzehn Jahren gibt es schon Betätigungsmöglichkeit im Rahmen der Organisation im Dienste des Vaterlandes. Parteipolitik ist innerhalb der Lotta-Bewegung verpönt. Auch Standesunterschiede gibt es nicht. Wer das graue Kleid mit der Feldmütze der Lotten an-zieht, ist eben eine Kämpferin in der nationalen Wehrfront, und da entscheiden nur der heilige Wille und die Leistung.

In dem Lotta-Evård-Verband ist eigentlich das Problem einer freiwilligen Wehrverpflichtung der Frau in idealer Weise gelöst. Immer noch melden sich Frauen und Mädchen für den Dienst als Lotten — ein Zeichen dafür, wie sehr tief die finnländischen Frauen von der sittlichen Idee des gemein-samen Dienstes am Vaterlande ergriffen sind. Diese außer-ordentlich starke Anteilnahme der Finnländerin an den Wehr-bestrebungen ihrer jungen und lebensfreudigen Nation läßt sich erklären aus dem mächtigen Freiheitsdrang des finnischen Volkes und dem ungeheuren — und wenn man weiß, wie die zaristischen, aber auch vor allem eben die roten Russen in den Jahren 1917/18 in Finnland gehaßt haben —, durchaus wohlbegründeten Haß gegen die Unterdrücker. Der finnische Staat ist sich durchaus bewußt, eine wie wertvolle Hilfe ihm die Vereinigung der Lotten ist, und unterstützt daher die Be-wegung nach Kräften.

Durch den siegreichen Kampf gegen den kulturzerstörenden Bolschewismus wurde das Weiße Finnland zum Vorkämpfer der nordischen Kultur — es ist heute das nördlichste Bollwerk gegen Rußland, eine Tatsache, durch die Finnland die ganz besondere Wertschätzung der übrigen Kulturnationen verdient.



Modell eines D-Zug-Wagens,
der monatelang zum Spritschmuggel benutzt wurde.



Ein aufklappbarer Holzwagen als Alttappe.
Im Innern befand sich die geschmuggelte Ware.

Im Schmugglermuseum.

Eine seltsame deutsche Sammlung.

Es gibt in Berlin ein Museum, eine einzigartige Sammlung wie kaum eine andere auf dem ganzen Kontinent. Ein Museum, das der Öffentlichkeit vollständig unzugänglich ist. Es ist keine Kollektion weltberühmter „Stücke“, kein Raritätenkabinett, und die Dinge, die hier ausgestellt sind, haben keinen unermesslichen Wert. Und dennoch ist dieses Museum für das Publikum verboten.

Dieses „Museum mit den verschlossenen Türen“ liegt im Parkhof des Hauptzollamtes von Berlin. An der Tür liest man: Zollmuseum. Hier hat man alle ausgefallenen und seltsamen Dinge zusammengetragen, die auf dem Gebiet des Zollwesens eine Rolle gespielt haben und heute noch spielen. Besser gesagt: Dinge, die mit Vergehen gegen die Zollgesetze zu tun haben. Modelle, Apparate, Abbildungen und beschlagnahmte Gegenstände, die Zollverbrechern und Schmugglern abgenommen wurden, sind hier übersichtlich geordnet, und der Mann, der hier seine Zollstudien fortsetzt, bekommt ein eindringliches Bild von den Tricks, die die Schmuggler aus aller Welt mit viel Talent ausgeklügelt haben, um das Auge der Zollner zu blenden.

Diese kleinen Modelle der Schmuggelapparate, Waffen und Fahrzeuge sollen veranschaulichen, wie erfinderisch diese Leute sein können und wie schwierig die Arbeit der Zollbeamten besonders in den Grenzgebieten ist. Holzhacker liefern auf einem Bauernwagen eine Ladung Baumstämme; wenn man aber die oberen Stämme wegräumt, stellt sich heraus, daß die unteren nur

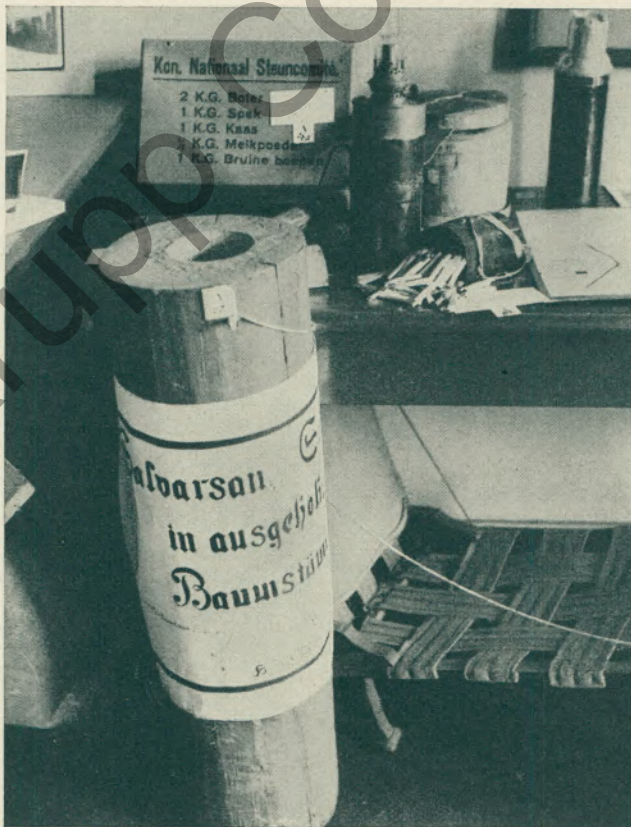
imitiert sind. Das Innere des Wagens ist hohl und dient Schmuggelzwecken. Nicht selten findet man unter diesen Baumstämmen auch ausgehöhlte Stücke, die dann als Behälter geschmuggelter Güter dienen. Einen mächtigen Baumstamm sieht man zum Beispiel hier, der monatelang zum Transport von Salvarsan verwandt worden ist. Da dieses Medikament einen hohen Wert und einen hohen Zollsatz hat, war die Entdeckung ein großer Gang für die Beamten.

Auch ausgehöhlte Bücher liegen hier, in denen Zigaretten und Gifte verwahrt wurden. An dem kleinen Modell eines D-Zug-Wagens wird gezeigt, wie Berufsschmuggler ihre Ware überall verstecken können. Die Decke war doppelt eingezogen, Kasten-, Verbands- und Geräteboxen waren vollständig umgebaut, um Schlupfwinkel für die verbotenen Güter zu bekommen. Es ist vollkommen rätselhaft, wie die Schmuggler den schwierigen Umbau vorgenommen haben.

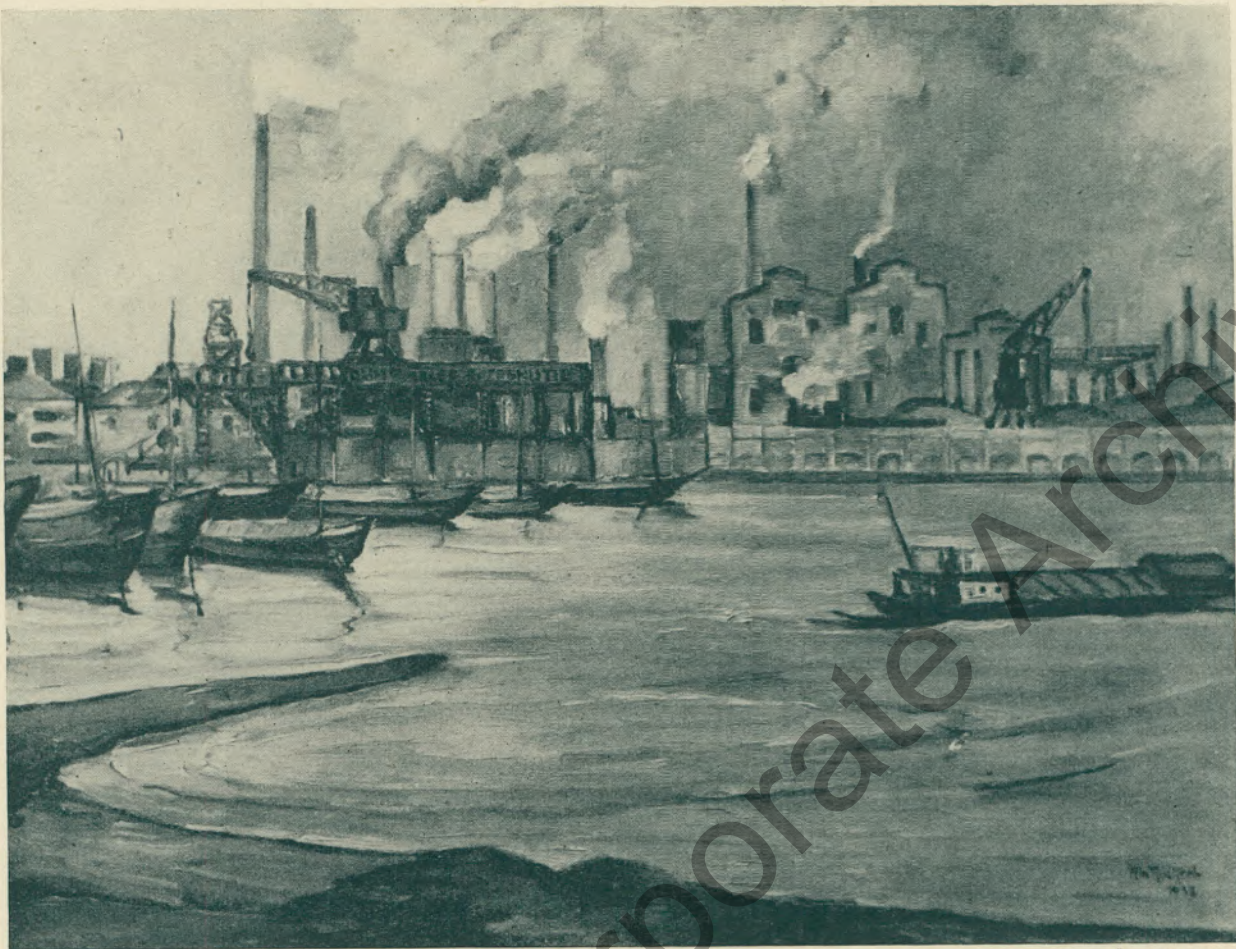
In anderen Abteilungen des Zollmuseums sieht man Geräte, Kannen und Kessel aus ausgehobenen Spritbrennereien und Modelle von großen Spritfabriken, wo auf ganz raffinierte Weise der zu versteuende Sprit unterirdisch weitergeleitet wurde und in ganz entlegenen Häusern, bei den Hehlern, wieder zum Vorschein kam.

Man sieht, die Zollbeamten haben kein leichtes Leben. Die Schmuggler sind „mit allen Hunden“ geheßt. Aber schließlich sind ja auch „viele Hunde des Hasen Tod“.

Kevico.



Ein ausgehöhlter Baumstamm,
der beim Holztransport zum Salvarsanschmuggel benutzt wurde.



Die „Duisburger Kupferhütte“.

Ölgemälde 1932.

Poesie der Eisen.

Das Werk einer Malerin des rheinisch-westfälischen Industriezentrums.

Von Oskar Franz Schardt, Nürnberg.

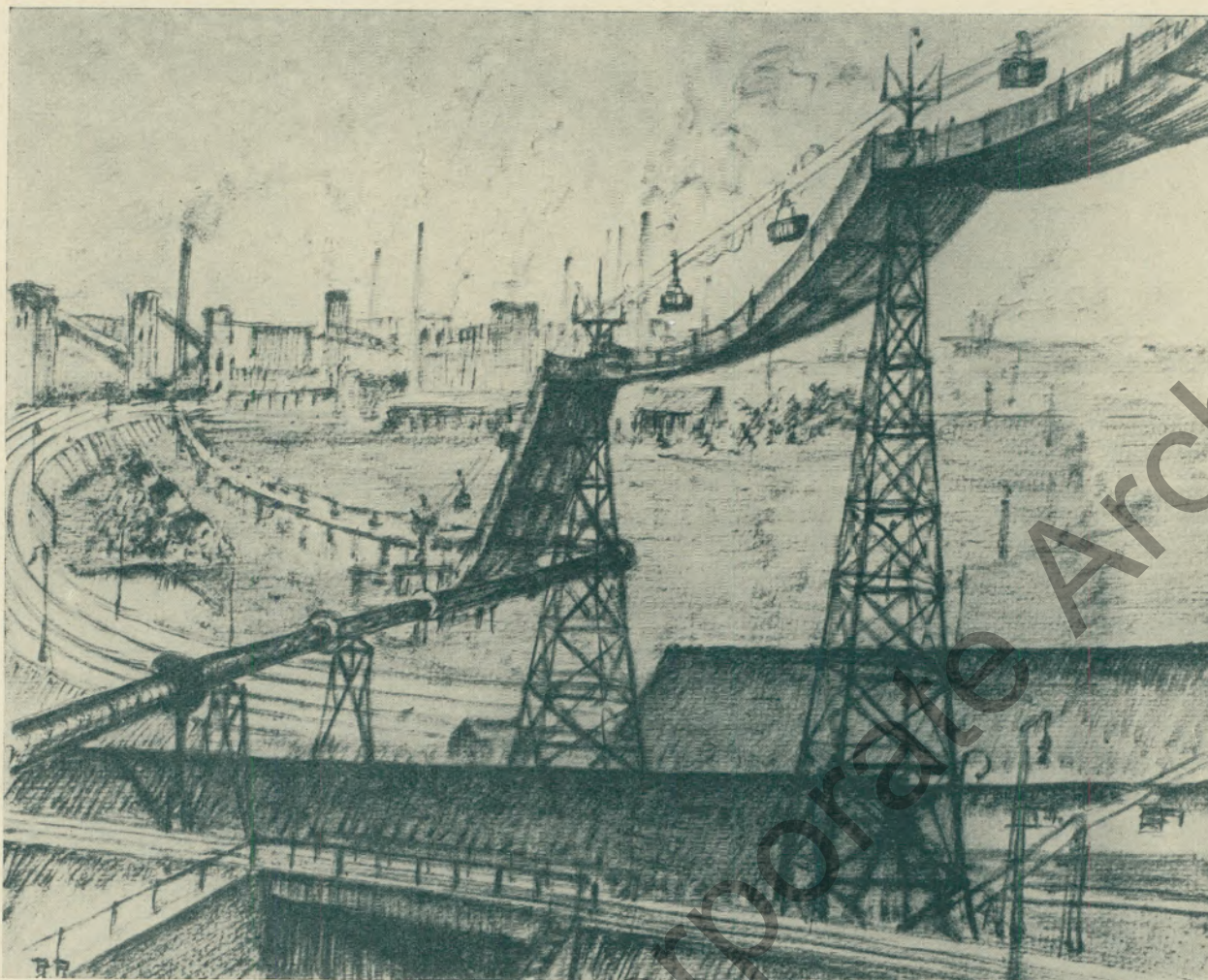
Dem Rheinländer und Westfalen ist diese Welt der Hochöfen, Fördertürme, Schächte, dieser unterirdische Kampf mit der Natur um Rohstoffe bekannt und vertraut. Sie gehörten mit ihren Regimentern von Schloten und der organischen Fülle von Werkanlagen zu seiner Welt, die ihm von Kindheit an selbstverständlich ist, weil er mit idyllischer Ruhe, mit dem Verlorensein des Menschen in der Natur gar nichts beginnen kann. Dem Fremden, der den romantischen Rhein herunterfährt und von Köln her über Düsseldorf, Duisburg, Oberhausen, Essen plötzlich sich in diese Gigantenschmiede versetzt sieht, wird alles zum gewaltigen Erlebnis. Daher kommt es, daß die süddeutschen Künstler, die oft nur kurze Zeit zwischen den Gesetzen dieser Welt für sich weilen, aus so starkem Gefühl heraus die Kraft dieser Werke widerpiegeln können. So erging es der Nürnberger Malerin Ria Rückert, in deren Werken diese Fabriken und Unternehmungen sich in den leuchtenden Abendhimmel recken, in der frühen Morgenröte aufleuchten und im Schimmer einer mond hellen, bewölkten Nacht zu gigantischen Erlebnissen als Symbole des Arbeitswillens aufwachen, der, trotz allem, auf das freie Deutschland der Zukunft hofft.

Es ist nicht alltäglich, daß Frauen von dieser großen und schweren Welt, von der eisernen Konsequenz der Hallen, Türme und Konstruktionen im Dienste einer gigantischen Arbeit zum Schöpferischen hingerissen werden. Gute Maler versagen an diesem Stoff. Viele scheiterten an den sachlichen Voraussetzungen; denn das Gepräge dieser Schilderungen setzt nicht zwanglose Natur und zwanglose Folge voraus, sondern das willige Nachgehen und Ausdenken des konstruktiven Elementes. Man hat lange gebraucht, um einzusehen, daß man diesen ungeheuren Mechanismus nicht durch die Wiedergabe einer mechanischen Welt festhalten kann. Er will mit dem starken, rhythmischen Gefühl des Lebens, mit dem seelischen Nachempfinden der Werkleistung, mit der großen Geste des Verstehens eines erarbeiteten Kulturbildes erfaßt sein.

Ria Rückert hat aus dem rheinisch-westfälischen Bluterbe ihrer Familie jenes unruhige, kecke, frische Gestalten, das sich nicht bei Kleinigkeiten aufhält. So konnte sie dem Konstruktiven, ohne im trockenen Detail zu ver-

harren, die heiße Seele nachfühlen die jedem Werk von solchem Ausmaß, auch wenn es nicht in die Wolken zu ragen scheint, innewohnt. Sie hat von der rheinischen Gastlichkeit, von dem Verständnis für die Kunst, mit der Kaufmanns- und Ingenieurgeist sie inmitten der arbeitsastenden Massen schaffen, arbeiten und Inspirationen empfangen ließ, viel Begeisterung mit nach Hause gebracht, und so ist in Nürnberg rasch eine Folge jener Welt in Zeichnungen und Pinselzeichnungen entstanden, die überall für die Großartigkeit der Industrie an Rhein und Ruhr wirbt.

Ria Rückerts künstlerischer Weg führte ursprünglich über ganz andere Wege der Kunst. Aus dem romantischen Nürnberg führten sie die Studien über die Akademien in Stuttgart und Wien und schließlich über die Kunstgeschichte in Weimar, wo ihr Professor Olbricht das Verständnis der künstlerischen Kräfte nahe brachte, die von der Welt der Arbeit ausströmen. Die Künstlerin erzählt, daß sie bei dem Motiv eines Gaswerkes zum ersten Male die seltsame Heiligkeit in der diesigen Luft des Nachmittags spürte, die um die mächtigen Kuppeln der hohen Gasbehälter zwischen glänzenden Schienenwegen, Kränen und düsteren Kohlschütten lag. „Das Land hob sich dahinter in seltsamen, aufgehellten Hügeln und die Fabriken sprangen die reichen Rauchfahnen gegen das sonderbare Licht. Plötzlich erschloß sich das unterjochte Wesen der Konstruktion der vereinfachten und schmiegsamen Form.“ Man entdeckte gelegentlich der Auswahl für Nürnberger Ausstellungen das Bild in ihrem Atelier, erkannte die Entwicklungsmöglichkeiten. Kurze Zeit später hielt sie die Stefanlagen der Nachhütte im Wilde fest. Bald darauf zeichnete und malte sie in den rheinisch-westfälischen Werken, vor allem im Bereich der Vereinigten Stahlwerke AG. In allen ihren Bildern weht der heiße Atem der Werkarbeit. Die Luft scheint von einer unabwägen Kraftanspannung erfüllt und der weite Horizont hebt diesen Gestaltungen und diese mächtigen Konstruktionen aus dem Alltag heraus. Ein Nachtbild zeigt den Abstieg eines Hochofens. Die Hochöfen sind in der dämmernden Glut des Werkes, in der wilden Unruhe des Himmels, zu dem der heiße Arbeitsschwaden emporstrebt, zu gigantischen Gendarmen erhoben. Hier ist nichts ängstlich Nach-



Kohlentransportbrücke.
(Hüttenbetrieb Meiderich-August-Thyssen-Hütte A.G.)

Pinselfeichnung.

gezeichnetes oder Erklügeltes, sondern alles aus dem freien Rhythmus gestaltet. Die großen Hochanlagen des Hüttenbetriebes Meiderich, der Duisburger Hafen mit der Niederrheinischen Hütte im Hintergrund, das Zusammenhelfen von Wasser und Werk, das Ineinandergreifen von Transport und Produktion gestaltet sich sinnenfällig, daß es nicht einmal der Figuren bedarf, die sonst Bilder beleben. Das eiserne Spanngewerk der Türme und Brücken und der Hochanlagen ist gegen den Tag gestellt, wirkt wie nordisches Füllgramwerk, von stinken Händen in den Horizont gespannt. Ein anderes Bild aus dem Hüttenbetrieb Meiderich zeigt eine weite Industriefläche, die von Hochbahnen, mächtigen Leitrohren, Transportleitungen und Strommasten vielfach überkreuzt ist. Im Hintergrund steigen die Werkanlagen auf und malen ihre Rauchfahnen in den Himmel. Viele Maler würden darin nur Öde sehen, weil dieser aufgewühlte und zur Hochleistung der Industrie angespannte Boden kein Grünes duldet. Ria Rückert fühlt mehr als die Elegie eines Landschafters, die hier

Duisburger Hafen.

Im Hintergrund
die Niederrheinische Hütte.
(August-Thyssen-Hütte A.G.)
Ölgemälde 1931.



falsch am Plage ist. Diese stählernen Anlagen und Werkbauten scheinen, wie sie das Gemälde malt mit einer beinahe vulkanischen Plötzlichkeit aus der rheinisch-westfälischen Erde emporzuwachsen. Der Industrie-hafen von Schwellgern (Thyssen-Hütte A.G.) mit seinen unzähligen Schleppzügen, Rahnlagerungen und Rohstoffnerben deutscher und ausländischer Versorgung entwirrt sich ihr wie das Duisburger Hafengebiet zur einfachen, großen Organisation. Man sieht von einem erhöhten Punkt auf die breite Hafenanlage hinunter, sieht die lagern und langsam fahrenden schweren Kohlenfähne und die hohen Kran- und Laufanlagen zur Seite des Hafens wie gigantische Wegweiser sich nach der Ferne ziehen, die umschleiert ist vom Wolkenhauch der deutschen Esse. Den Wert dieser Bilder macht nicht das Malen allein, auch nicht allein die Gestaltungskraft, die durch die Phantasie einer Frau, die auf diesem Gebiete plötzlich ihr eigenes Geld entdeckt, verstärkt wird. Der Wert dieser Industriebilder liegt in der Leidenschaft des Vortrags, in dem Miterleben und der Freude an diesem gigantischen Wirken, in dem Vollgefühl des Nachschaffens des Gebildes deutscher Hand und deutschen Geistes, der Geschichte, Rückgrat, Gegenwart und Zukunft des deutschen Volkes war und ist.

Deutschlands Grenzlage und die Grenzbefestigungen seiner westlichen Nachbarn.

Ein nüchterner Tatsachen- und Zahlenbericht von F. Laymann.

Gar manchem der „Wert“-Leser wird es wahrscheinlich beim Lesen der Überschrift so gehen wie dem Schriftleiter: „Politisch wird ein garstig Lied ... darüber liest man genug in den Tageszeitungen.“

Und da er nicht gezwungen ist, alles zu lesen, was ihm vorgelegt wird, steht es ihm frei, die Seite zu überschlagen und sich erfreulicheren Dingen zuzuwenden. Aber vielleicht versucht er doch einmal, mit den ersten zehn Zeilen zu beginnen. Wir vermuten, er wird dann nicht vor dem letzten Wort aufhören, denn dieser einseitige nüchterne „Tatsachen- und Zahlenbericht“, der sich jedes Kommentars enthält, ist wertvoller und aufschlußreicher als mancher dickleibige Wälzer. Und — zum Verständnis der „Friedensliebe“ Frankreichs unentbehrlich.

Deutschlands Westgrenze.

Bis 50 km ostwärts des Rheines entmilitarisierte Zone, in der kein deutscher Soldat steht. Ostwärts davon stehen Teile von zwei deutschen Divisionen, von Nordsee bis zur Schweizer Grenze, als dünner Schleier. Befestigungen auch ostwärts der entmilitarisierten Zone sind verboten. Natürlicher Grenzschutz durch Gebirge, Flüsse usw. nicht vorhanden. Festungen im Westen Deutschlands: Ulm und Ingolstadt. Sie besitzen nicht ein Geschütz und keine gepanzerten Befestigungsanlagen.

Dauernd im Bereich des französisch-belgischen Fernfeuers leben:

in Baden	2 000 000 Einwohner
in der Pfalz	1 000 000 „
im Saargebiet	600 000 „
im Rheinland	1 500 000 „

Darunter die Großstädte: Karlsruhe, Mannheim, Saarbrücken, Aachen. Rheinbrücken von Basel bis Mannheim, Straßen- und Bahnhöfe in Baden, Pfalz, Saarland, Rheinland werden meist von französischen Kanonen beherrscht.

Im Wirkungsbereich des französischen Feuers liegen die Kohlengebiete: im Saarland mit etwa 8 % des deutschen Kohlenbestandes, im Aachener Gebiet mit etwa 3 % des deutschen Kohlenbestandes.

Das Ruhrgebiet mit 65 % des deutschen Kohlenbestandes ist ohne jeden Schuß dem französischen Zugriff ausgesetzt.

Von der deutschen Eisenindustrie liegen im französischen Artillerie-Wirkungsbereich bzw. völlig ungeschützt:

im Saargebiet etwa 12 %
im Rheinland „ 8 %
im Ruhrgebiet „ 65 %.

Französisch-belgische Grenze.

1. Französische Grenze.

a) Natürlicher Schutz gegen Süddeutschland:

Oberrhein als natürlicher Grenzschutz. Ill-Rhein-Seitenkanal von Basel bis Straßburg geplant, bis Kembs in 150 m Breite bereits ausgebaut. Dadurch zweites Stromhindernis parallel zum Rhein vorhanden. Dahinter Vogesen, Rhein-Rhone-Kanal;

Natürlicher Schutz gegen Saarland und Pfalz:

Rheinebene, Nordvogesen, Saartal, lothringisches Hügelland zwischen Saar und Mosel, Grubengebiet um Diedenhofen.

b) Künstliche Befestigungen gegen Süddeutschland:

1. Zone: Unmittelbar am linken Rheinufer. Blockhäuser mit Panzerkuppeln für Beobachter und Frontalfeuer. An den Seiten flankierende Stände für Maschinengewehre zur Längsbestreichung des Strombettes. Hinter Blockhausreihe doppelreihige Geschützreihen mit Panzerkuppeln. Rechter Flügel der Rheinflucht an die Schweiz angelehnt. Rechter Flankenschuß Burgunder Pforte, gedeckt durch besetzten Raum um Belfort. An Rheinbrücken besonders starke, tief gegliederte Befestigungen.

2. Zone: Rheinebene zwischen Rhein und Vogesen. Mehrere starke Befestigungsgruppen, zwischen ihnen zahlreiche flankierende Anlagen (Casemates) für Maschinengewehre und Geschütze. Gelände wird durch Feuer restlos beherrscht. Tiefe Gliederung der Befestigungen. Alle untereinander meist unterirdisch verbunden. Tief unter der Erde Kasernen mit allen Bequemlichkeiten. Vor der Front und zwischen den Befestigungen Stacheldraht- und Starkstromhindernisse, Minenfelder, Landminen. Davor die Zone des Todes, wo Hauptwirkung aller Waffen liegt.

3. Zone: Vogesen. Größte Hochwald am Osthang beherrscht die ganze Rheinebene. Befestigungen um Bitsch. Dazwischen zahlreiche größere und kleinere Befestigungen, die das Waldgebiet lückenlos beherrschen. Alle Straßen und Wege mit Minenanlagen und zur Sprengung vorbereitet. Westlich anschließend Saartal mit Seitentälern bis Saargemünd zur Überschwemmung vorbereitet unter Zuhilfenahme der Wasserspeicher um Saarburg. Künstliche Stauweiser und Stauwerke. Alle Straßen und Bahnlinien zur Zerstörung vorbereitet.

4. Zone: Rückwärtige Festungslinie Belfort-Epinal-Nancy-Toul.

Grenze gegen Saarland und Pfalz.

1. Zone: Unmittelbar an der Grenze. Zahlreiche Maschinengewehre und Beobachtungspanzertürme. Straßen, Bahnen zur Sprengung vorbereitet.

2. Zone: In Linie St. Avold-Diedenhofen-Longwy.

St. Avold und Buschborn starke unterirdische Festungen.

Mammutfeste des Hadenberges (ostwärts Diedenhofen) beherrscht Gebiet zwischen Nied und Mosel. Die Feste ist eine unterirdische Stadt mit weitverzweigtem Straßen- und Bahnnetz.

Befestigungen um Diedenhofen unter Ausnutzung der vorhandenen Grubenanlagen. Waldfestung von Rattenhofen mit vielen Batterien, Munitionsräumen, unterirdischen Bahnen, Befestigungsgruppen um den Ransener Wald, um Aumetz und ostwärts Longwy.

Das Zwischenfeld durch zahlreiche „Casemates“ gesichert, so daß Gelände voll beherrscht wird.

Vor der Front Hindernisse usw. wie in Oberrheinischer Tiefebene.

3. Zone: Die modernen Festungen Metz-Verdun-Maasabschnitt.

4. Zone: Argonnen. Verlängerung der Befestigungszone entlang der französisch-belgischen Grenze ist in Angriff genommen.

Besatzung der Befestigungen: Ständig vorhanden in einer Stärke, daß die Besetzung und Verteidigung jederzeit ohne Verstärkungen erfolgen kann. Unterbringung in Friedenskasernen innerhalb der Befestigungszone.

Außerdem je eine Division im Bereich Mühlhausen, Straßburg, Metz, Besançon, Toul, Nancy, Lunéville. Bei diesen Divisionen starke Verbände schwerer und schwerster Artillerie, Kampfwagen und Flieger.

Kosten der Grenzbesetzungen: Seit 1929 einschließlich der Kosten für Ausbau des strategischen und taktischen Straßen- und Bahnnetzes im Grenzgebiet etwa 1½ Milliarden RM.

2. Belgische Grenze.

Belgien durch Vertrag vom 7. September 1920 an Frankreich militärisch gebunden.

a) Natürlicher Schutz:

Ardennen und das Hohe Venn, dahinter Maasabschnitt. Dahinter zahlreiche Kanäle und kleinere Flußabschnitte.

b) Künstliche Befestigungen:

1. Zone: Die abgetretenen Kreise Eupen-Malmedy. Hier Sperrgebiet. Vorstellungen.

2. Zone: Befestigungen entlang der Grenze in Linie Arlon (nördlich Longwy)-Stavelot-Hohes Venn-Plateau von Herbe.

Um Arlon starke Befestigungsgruppe, die Verbindung mit französischen Grenzbesetzungen (Longwy) herstellt. Entlang der luxemburgisch-deutschen Grenze zahlreiche stark betonierte Nahkampfstützpunkte mit vielen flankierenden Werken und Blockhäusern. Dahinter schwere Batterien in großer Tiefe. Im Gebiet des Hohen Venn Stützpunkte und ausge dehnte Sperranlagen. Plateau von Herbe nach französischem Muster besetzt. Es ist eine unterirdische Großfeste.

3. Zone: Maas-Stellung. Lüttich mit den modernsten technischen Errungenschaften als Festung ausgebaut.

Zwischen Lüttich und Maastricht die neuesten Befestigungsanlagen der Gruppe Eben Emael.

Maasabschnitt auch entlang der belgisch-holländischen Grenze durch Stützpunkte und Batterien besetzt.

4. Zone: Zwischen Maas und Schelde vorbereitetes Sperrgebiet unter Ausnutzung des im Bau befindlichen König-Albert-Kanals.

Die belgischen Grenzbesetzungen seit 1931 im Bau, weiterer Ausbau wird mit Nachdruck betrieben. Fertigstellung etwa 1935.

Besatzung der Befestigungen: Nach französischem Muster geplant, die zur Zeit in Arlon liegenden Ardennerjäger als bewegliche Truppe entlang der Grenze zu verteilen. Die Jäger sollen dazu auf Divisionsstärke gebracht werden.

Ferner liegen je eine Division mit schwerer Artillerie, Kampfwagen und Fliegern in Lüttich und Namur.

Kosten der belgischen Grenzbesetzungen: Verbraucht und bereits bewilligt zusammen 70 Millionen RM.

Die Rundschau

Monatliche Auslese besonders beachtenswerter Aufsätze
aus deutschen und ausländischen Zeitschriften.

Hinter Stacheldraht.

Bei der deutschen Friedensabordnung 1919 in Versailles.

Aus der „Deutschen Bergwerkszeitung“.

(Gefürzt.)

Ein Zeitungsmann, welcher der deutschen Delegation in Versailles angehört, stellt uns seine Tagebuchaufzeichnungen aus den Tagen des Diktats zur Verfügung:

Versailles, am 4. Mai 1919.

Heute mittag um 1 Uhr hat die deutsche Abordnung unter dem Vorsitz von Brockdorff-Rantzau beschlossen, den der Abordnung zugeordneten französischen Oberst Henri mit einer schriftlichen Anfrage nach Paris zu schicken, ob seitens der Entente bis morgen nachmittag um 5 Uhr angegeben werden könnte, wann nun eigentlich der Friedensvertrag der deutschen Delegation ausgehändigt werde! ...

Seit dem 29. April sitzen wir jetzt hier in Versailles hinter Stacheldraht. Kostenpunkt für die Person und für den Tag: 100 Fr. = 220 RM. ...

Versailles, am 8. Mai.

Der Eindruck der Vorfriedensbedingungen bei der deutschen Delegation, insbesondere bei den sozialdemokratischen Mitgliedern, die unbegreiflicherweise bis zum letzten Augenblicke an einen Rechtsfrieden geglaubt hatten, ist vernichtend. Heute abend, im Hotel Batel, erklärte Reichsminister Giesberts, nur die Vertreter rein kapitalistischer Interessen könnten zu einer Annahme dieser Friedensbedingungen raten. ... Spät in der Nacht kam Giesberts noch einmal in das Presshotel und meinte, unter den gegebenen Verhältnisse müsse man sofort mit Rußland zu einer Verständigung kommen und unter sinnemäßiger Anwendung bolschewistischer Grundsätze in Deutschland eine neue innerpolitische Lage schaffen; der Neuaufbau Deutschlands könne nicht mehr von oben in die Wege geleitet werden, sondern müsse von unten her erfolgen. — Die Pariser Abendblätter melden, die Entente wolle Holland als Entschädigung für gewisse Gebietsabtretungen an Belgien einen Teil der Rheinprovinz zusprechen.

Der Pariser „Matin“ schreibt in einer Betrachtung über die Überreichung des Vorfriedensvertrages im Trianon, die deutsche Delegation habe eine große äußere Ähnlichkeit mit der Pariser Apachenbande Bonnot-Garnier, die 1913 geköpft wurde.

Versailles, am 11. Mai.

Erzbergers Unterredung mit einem politischen Redakteur des „Temps“ wird in allen Pariser Blättern mit großer Geschäftlichkeit ausgeschlachtet. Erzbergers Geständnis, der geistige Vater eines „Annektionsprogramms“ gewesen zu sein, weil das Annektieren damals in Deutschland Mode war, und seine Versicherung, er hätte sich dann später gebessert, werden von den Franzosen mit begreiflicher Freude den Lesern vorgelesen. Die Ententechauvinisten bedienen sich des Erzbergerschen Interviews, um ihre These zu rechtfertigen. Im übrigen läßt die französische Presse

alle jene Deutschen aufmarschieren, die während des Krieges Schuldbekennnisse abgelegt haben, u. a. Bethmann Hollweg, Professor Förster und Maximilian Harden.

Versailles, am 13. Mai.

Heute treffen die Österreicher in St. Germain ein. Im gestrigen Räte der Vier ist beschlossen worden, daß Italien Tirol bis zum Brenner bekommt. — Damit ist Italiens Verbleib bei der Entente gesichert.

Versailles, am 14. Mai.

Hugo Haase hat einem Berichterstatter des „Matin“ erklärt, die Ursache der Revolution sei das nicht mehr zu ertragende Joch der Militärkaste in Deutschland gewesen. Im übrigen erzählt Haase lang und breit dem „Matin“, wie er die Revolution in Deutschland vorbereitet habe, und wie seine Reden und die seiner Freunde heimlich in die deutsche Front geschmuggelt worden seien. Haase gibt ferner der festen Ueberzeugung Ausdruck, daß der Bolschewismus von Deutschland auf die anderen Länder überspringen und deren Kapitalismus vernichten werde.

Versailles, am 16. Mai.

Das deutsche Sekretariat der Friedensdelegation übergibt uns das Namensverzeichnis der heute in Versailles anwesenden Mitglieder der deutschen Delegation. Wir sind also im ganzen 254 Leute hier, Sekretärinnen, Kriminalbeamte, Kanzleidiener und Telegraphisten einberechnet. Die zahlreichen Damen der Delegation bekommen langsam in der Pariser Presse ihre Epitheta. Die hohen Absätze der französischen Stiefel gereichen auf dem holprigen Pariser Pflaster vielen zur Katastrophe, und die Fußverstauchungen sind an der Tagesordnung. Unser Chirurg, Professor Bier, flucht über die „verdammten hohen Absätze und die weibliche Eitelkeit“. Einige unserer Damen geben mit ihren Pariser Modelkleidern und Stiefeln geradezu groteske Figuren ab. Das französische Publikum hinter dem Drahtzaun lacht. ...

Versailles, am 17. Mai.

Die Saargebietspropaganda beginnt mit einem ganzen Trommelfeuer von phantastischen Berichten, die Pariser Korrespondenten aus dem Saargebiet schicken. Dem „Petit Parisien“ zufolge hätte die Bevölkerung Saarlouis ganz von selbst alle Straßennamen französisiert und die Hauptstraße der Stadt „Avenue Koch“ genannt. Die weitaus größte Mehrzahl aller Bewohner des Saargebiets sei für den Anschluß an Frankreich. — Geheimrat Flemming, deutscher Sachverständiger für das Saargebiet, tritt dieser erlogenen Stimmungsmache entgegen, leider sind unsere Abwehrmaßnahmen hier sehr beschränkt.

Frankreichs Rüstungswahnsinn



Wie Frankreich rüstet.

Die Haushaltsverhandlungen in Frankreich gaben wieder einmal die Möglichkeit, zu erkennen, welche ungeheueren Summen in Frankreich für Rüstungszwecke ausgegeben werden. Von den voraussichtlichen gesamten Steuereinnahmen, die etwa 45 Milliarden Frank betragen dürften, wird mehr als ein Viertel zu Rüstungszwecken ausgegeben. Neben diesen etatmäßigen Ausgaben werden aber noch 10 Milliarden Frank aus Anleihen für die Anschaffung von Flugzeugen, Tanks, Kriegsschiffen und die Einrichtung von Befestigungen längs der Ostgrenze aufgewendet. Insgesamt werden also in diesem Jahre weit über 4 Milliarden RM. in Frankreich für Rüstungszwecke verwendet, das ist eine Summe, die nicht viel niedriger ist als die gesamten Ausgaben der deutschen Reichsverwaltung. Man sieht daraus, welche ungeheueren Summen in Frankreich unproduktiven Zwecken zugeführt werden.

zisiert und die Hauptstraße der Stadt „Avenue Koch“ genannt. Die weitaus größte Mehrzahl aller Bewohner des Saargebiets sei für den Anschluß an Frankreich. — Geheimrat Flemming, deutscher Sachverständiger für das Saargebiet, tritt dieser erlogenen Stimmungsmache entgegen, leider sind unsere Abwehrmaßnahmen hier sehr beschränkt.

Versailles, am 19. Mai.
Eine rheinische Republik unter dem Protektorat Frankreichs soll gegründet werden. Diesmal führt zur Abwechslung die „Liberté“ die Propaganda.

Versailles, am 20. Mai.
Ein deutscher sozialistischer Minister erklärte mir gestern Abend im Park von Versailles, er glaube nun nicht mehr daran, daß die französischen Sozialisten etwas Energisches gegen das beabsichtigte Diktat unternehmen würden; in zehn Jahren, vielleicht aber auch erst in zwanzig Jahren, würde der internationale Sozialismus stark genug sein, das Diktat über den Haufen zu werfen.

Versailles, am 26. Mai.
Gewaltige Propaganda seitens der französischen Presse für Ausrufung der pfälzischen Republik! Das „Petit Journal“ ist rufer im Streit. Zu dieser pfälzischen Republik müsse aber noch Birkenfeld, Kreuznach, Rottweiler, St. Wendel und Worms hinzugeschlagen werden. Damit würde die pfälzische Republik 1 300 000 Einwohner zählen, und unter dem Protektorat Frankreichs soll sie angeblich lebensfähig sein. — Die Engländer lassen uns wissen, die beiden englischen Generale Robertson und Liggett seien in Köln zusammengetroffen und hätten den Plan eines Bombardements deutscher Städte festgelegt. Die „Daily Mail“ bringt es in großer Aufmachung, während das „Echo de Paris“ im Falle einer Verweigerung der deutschen Unterschrift droht, die Entente würde ihre Truppen vorrücken lassen und zugleich mit den Regierungen Bayerns, Hannovers (!), Württembergs und Badens in Sonderfriedensverhandlungen eintreten. Neun weitere Mitglieder der amerikanischen Delegation sind von ihrem Amt hier zurückgetreten.

Versailles, am 29. Mai.
Nun steht Hannover im Vordergrund! Gestern Abend war Versailles voll von Gerüchten, eine rheinisch-westfälische Republik sei gegründet, und Hessen und Wiesbaden hätten sich vom Deutschen Reiche gelöst. Die Engländer verbreiten, eine welfische Abordnung verhandle wegen der Lostrennung Hannovers im Haag.

Versailles, den 29. Mai.
Die Italiener werden wieder rebellisch. Sie verlangen erhebliche Grenzverbesserungen in Tripolis und territoriale Zugeständnisse am Roten Meer; u. a. auch Djibutti.

Versailles, den 2. Juni.
Die Erzberger-Katastrophe wird immer größer. Die französische Presse behauptet einstimmig, Erzberger sei für Annahme der Bedingungen und stehe im schärfsten Gegensatz zu Brockdorff-Ransau und der übrigen deutschen Delegation. Das „Petit Journal“ läßt sich aus Berlin melden, Erzberger habe erklärt, auf der Stelle nach Versailles zu fahren und den Vertrag zu unterzeichnen, falls die deutsche Delegation sich weigern solle. Spät in der Nacht habe ich eine Unterredung mit Brockdorff-Ransau über diese Erzberger-Gerüchte. Der Graf befindet sich in furchtbarer Erregung und läßt verschiedentlich das Wort „Landesverrat“ mit Bezug auf Erzberger fallen. Es scheint also zu stimmen, daß Erzberger von Berlin aus die Einheitsfront gegen die Unterzeichnung des Diktates untergräbt.

Versailles, am 12. Juni.
Nun ist Bayern und seine Lostrennung vom Reiche an der Reihe! „Homme Libre“ führt den Propagandareigen. Das Blatt meint, nur dann, wenn alle deutschen Staaten, die südlich der Mainlinie liegen, Preußen endgültig den Rücken zulehnten, könnte Frankreich einer Vereinigung zwischen Österreich und Süddeutschland zustimmen.

Versailles, am 21. Juni.
Die Pariser Presse begleitet den Rücktritt Eshedemans und seines Kabinetts mit ironischen Abschiedsworten: „Bon voyage!“ Man wünscht sich in französischen Kreisen David oder Erzberger, keinesfalls aber Noske, weil man fürchtet, er könne eine „Militärkamarilla“ gründen und die „Revanche vorbereiten“.

Versailles, am 23. Juni.
In einem dreifach versiegelten Umschlage wird dem Obersten Henri das Dokument, das die Bereitwilligkeit der deutschen Regierung, die Friedensbedingungen zu unterzeichnen, ausdrückt, ausgehändigt.

Die französischen Abendblätter ergehen sich in wüsten Beshimpfungen der Deutschen wegen der Versenkung der Flotte in Scapa Flow. „Liberté“ schreibt: „Der Barbar hat sich nicht geändert, und das Ungeziefer der Welt bleibt, wie es im Laufe der Geschichte immer gewesen ist.“ — „Tamps“ beleuchtet noch einmal die deutschen Gegenentwürfe und widmet der Kolonialfrage viele Zeilen. Das Blatt aber meint, die Kolonialentwürfe Deutschlands müßten abgelehnt werden, da Deutschland ja seinerzeit selbst, am 6. Dezember 1913, durch den Mund Erzbergers seine Unfähigkeit, zu kolonisieren und die Eingeborenen Afrikas in menschlicher Weise zu zivilisieren, anerkannt habe.

Berlin, am 5. Juli 1919.
Aus einem offenen Brief an Maurice Barrès:
„Wir waren beide ‚dabei‘, Sie und ich, heute vor einer Woche, am 28. Juni 1919, um 3 Uhr 12 Minuten, im Spiegelsaal von Versailles. Ich stand neben Ihnen. Heute lese ich im „Echo de Paris“ Ihren Artikel über die Unterzeichnung des ‚Friedens‘. Als Sie, nachdem die Großen der Erde unterzeichnet hatten, hinausgingen in den Nebensalon und durch das Fenster in den sonnenüberstrahlten Park hinausblieben, verließ auch

ich den Saal und trat wieder neben Sie. Da schrieben Sie Ihren Leitartikel.

Der Anblick des herrlichen Parkes tat uns beiden wohl. Sie waren froh, dem Lohwabohu, dem heillosen Durcheinander, den lästigen Rufen „Restez assis!“, „Sit down!“, den gräßlichen photographischen Kästen der englischen, amerikanischen, französischen, italienischen und japanischen Reporter entgangen zu sein. Es hat einen betrübenden Eindruck auf ihre Franzosenseele gemacht, daß der ganze Unterzeichnungsakt den Stempel der Unfertigkeit, der Hast, des Gewöhnlichen und des Unfeierlichen trug und nicht im geringsten den des Feierlichen. Gewiß störte Sie auch das rücksichtslose Gebaren ihrer Verbündeten, die auf die roten Polster kletterten und in den unwahrscheinlichsten, lebensgefährlichsten Stellungen, auf, an und hinter den Marmorpfeilern die Szene knipsten. Sie, der Aristokrat, fühlten sich neben den Reportern und Photographen, den lachenden und schwägenden Weibern im Straßenrock, mit überstarkem Parfüm und zweifelhafter Eleganz, nicht wohl. Es ging anderen ebenso. Sie haben eine eigentümlich zarte und rücksichtsvolle Art, diesen Gefühlen Ausdruck zu verleihen, indem Sie zu Anfang Ihres Artikels schreiben:

„Es war durchaus kein Fest; es gab keine Feierlichkeit, keine Musik, überhaupt nichts, was an Freudenkundgebungen hätte erinnern können. Das, was stark ist, bedarf keiner Inszenierung.“

Mit dieser Darstellung, absichtlich falschen Darstellung versuchen Sie, die Geschichte zu fälschen. Es wird Ihnen nicht gelingen.

Den Unterzeichnungsakt stellen Sie folgendermaßen dar:
„Den höchsten Augenblick der Handlung und des Tages stellte die Minute dar, wo Clemenceaus klare, befehlende, von Jugendkraft strotzende Stimme durch den Spiegelsaal drang. Sie erweckte in uns eine „Herde“ von Erinnerungen, von Streitszenen. Aber heute ist sie die Stimme Frankreichs, und seine vier Worte, die in die Lüfte steigen wie auf Erzengels Schwingen, zwingen uns alle, die Stirn zu erheben: „Ich habe die Ehre, die deutschen Delegierten einzuladen, den Vertrag zu unterzeichnen.“

Auch ich habe diesen Augenblick erlebt, auch ich habe die Worte Clemenceaus gehört. Warum verschweigen Sie die diese Worte begleitende Handbewegung, die den Worten erst den rechten, den beleidigend sein wollenden Ausdruck verlieh? ... Clemenceau sprach zu uns, wie er ungezählte Male zu Ihnen gesprochen hatte, aber seine Worte erhoben sich nicht wie auf Erzengels Schwingen! Sie waren im eigenen Saale nicht einmal vernnehmbar! Sie liefen an den Spiegeln wieder herunter, wie Regen an der Dachpappe; kaum gesprochen, waren sie auch verklungen, kein Echo des Saales gab sie wieder. Nur die Handbewegung blieb und wird bleiben, und wir werden uns ihrer erinnern, lange, lange nachdem die Hand, die sie ausführte, verdorrt sein wird.

Sie schreiben, die Jahrhunderte möchten wissen, was in diesem Augenblick Müller und Bell empfunden haben. „Diese beiden langen Deutschen, die beiden schwarzen und mageren Silhouetten mit grünem Gesicht und sicherem Schritt, knochig, eingeschnürt in ihre Gehrocke, diese beiden mechanischen Menschen.“ — Ich kann nicht für diese Deutschen antworten, aber sie werden empfunden haben, daß in diesem Augenblicke das Ungeheuerlichste geschah, was je die Geschichte gesehen hat ... Sie und die Ihren haben sich an diesem Schauspiel geweidet; Duzende von photographischen Aufnahmen haben diese Szene festgehalten ...

Sie schreiben, ... Deutschland müsse gezwungen werden, seine vielfachen Verpflichtungen zu erfüllen, und dazu hätte Frankreich zwei Druckmittel: das besetzte Gebiet und die deutschen Gefangenen. Die Herausgabe dürfe nur gegen bar erfolgen. — Maurice Barrès, Ihre Nation ist in der Tat eine „große“ Nation! Ich sah eines Tages in dem uns zugewiesenen Teile des Parkes von Versailles zu, wie französische Gendarmen, die dort zu unserer Sicherheit aufgestellt waren, sich damit vergnügten, kleine Molche aus dem Neptunbecken zu fischen und sie dann lebend in Stücke zu schneiden, mit ihrem Taschenmesser. Ein armes kleines Vöglein, das ich aus dem Wasser hob, und das ein anderer deutscher Journalist am Küchenherd des Hotels Batel erwärmen wollte, wurde von dem französischen Koch kurzerhand lebend in das Feuer geworfen, ehe man es verhindern konnte. So sind Sie im Kleinen — so sind Sie im Großen. Sie haben an wehrlosen Gefangenen Ihr Mütchen gekühlt, Sie haben uns in Versailles keine Demütigung erspart. ...

Es wird ihnen nicht gelingen, das deutsche Volk zu vernichten! Wir haben unser Golgatha erlebt — nicht von Ihnen und Ihren Helfershelfern, nicht durch Sie und Ihre afrikanischen und asiatischen Hilfsvölker, sondern durch uns selbst. Das deutsche Volk hat sich selbst den Dolch in den Rücken gestossen, nicht Sie und die Ihrigen haben den Löwen zur Strecke gebracht. Sie, Maurice Barrès, als gläubiger Katholik wissen, daß auf das Golgatha vor fast 2000 Jahren ein Ostern folgte, daß keine noch so dicken Grabmauern und kein Siegel die Auferstehung verhindern konnten! — Auch unsere Auferstehung wird kommen! Auch die hundert Siegel, die im Spiegelsaal von Versailles unter das Schanddokument gedrückt wurden, werden zerbersten. Belsazar im Königssaal gleicht Ihrem Clemenceau. Auch er hat ewigen Hohn getrunken auf das rächende Geschick. ... Unter dem Vertrage, dessen Unterzeichnung wir beide bewohnten, heute vor einer Woche, stehen die Worte: „Gezählt — gewogen — geteilt.“

Und von den flammenden Spiegeln des Versailler Saales tropfte Blut auf den kalten Mongolenschädel Ihres Clemenceau.“

Trautes Heim, der Gipfel der Gefahr!

Eine Epistel für die Leichtsinrigen und Gedankenlosen aus der „Kölnischen Illustrierten Zeitung“.

Man sollte es nicht für möglich halten, aber eine der größten Versicherungsanstalten belegt die Tatsache zahlenmäßig, daß man zu Hause siebenmal mehr der Gefahr eines Unfalls ausgesetzt ist als draußen beim Radeln, beim Autofahren oder bei der Benutzung irgendeines öffentlichen Verkehrsmittels. Nachdem diese Versicherung rund 117 000 Unfälle statistisch bearbeitet hatte, stellte sich heraus, daß durch Auto-unglücksfälle jährlich nur fünf vom Hundert Menschen mehr getötet werden als durch Unglücksfälle im trauten Heim.

Wie gesagt, man sollte es nicht für möglich halten, aber unser Staunen klettert glatt auf Kathedralen, wenn wir erfahren, daß im vorigen Jahr 15 000 Menschen bei der Industriearbeit verunglückten, 28 000 aber beim Bewohnen ihres Heims, ihres trauten Heims, an dessen Wohnzimmerwand in Brandmalerei geschrieben steht: Glück allein! Von sieben Haushaltungen ist es in jedem Jahr mindestens eine, die der Versicherungsanstalt rund 250 Mark Ersatzzahlung kostet; diese Zahl ist beim Studium von rund 12 000 Haushaltungen gefunden worden und muß als allgemein richtig bezeichnet werden.

Als feinerzeit festgestellt worden war, wieviel Leute jedes Jahr durch Fahrlässigkeit bei Eisenbahnfahrten verunglückten, wurden Vorbeugungsmaßnahmen in großem Stil getroffen, und der Erfolg war der, daß die Zahl der Unglücksfälle auf ein Zehntel verringert erschien. Was bei der Eisenbahn möglich gewesen ist, das sollte auch im Haushalt möglich sein. Wie oft erlebt man es, daß jemand über eine umgebogene Teppichdecke stolpert, wie oft soll dann „gleich“ Abhilfe geschafft werden; aber bevor „gleich“ gekommen ist, stolpert ein zweiter und bricht das Schlüsselbein. Mit andern Worten: Durch Nachlässigkeit und Besinnlichkeit lassen sich Hunderte von Unfällen im Hause vorbeugend vermeiden. Wer über die Teppichdecke stolpert, sollte geradenwegs zum Werkzeugkasten gehen und unverzüglich die Erde angucken. Wer vor dem Hause wegen Glätte gerutscht ist, sollte nicht schimpfen: „Verdammte Glätte!“, sondern zurückgehen und sogleich Sand streuen. Die allermeisten Unglücksfälle sind darauf zurückzuführen, daß jemand nur geschluckt, aber nichts dagegen getan hat.

Im Ernst: Man sollte einen gewissen Sinn in sich direkt dafür ausbilden, beim geringsten Gefahrenmoment an die Beseitigung der Gefahr zu denken. Es brauchen keine Beispiele weiter genannt zu werden. Jedermann weiß aus Erfahrung, daß die Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit gegenüber drohenden Gefahren im allgemeinen ungeheuer ist. Wieviel Zeitgenossen denken daran, eine Orangenschale auf der Treppe, eine Bananenschale oder irgend etwas Ähnliches sogleich beim Erblicken beiseitezuschaffen? Neunzig vom Hundert unserer Zeitgenossen finden die Ausstattung der Treppe mit glitschigem Zeug ziemlich gefährlich, tun aber nichts dagegen. Und so ist es mit vielem andern.

Zahlenmäßig steht fest, daß fünfzig vom Hundert der Unglücksfälle im Heim der Nichtachtung physikalischer Geseze entspringen. Die Naturgesetze sind zwar bekannt, doch immer wieder betritt ein dienstbarer Geist einen Stuhl ziemlich auf der Kante, reckt die Arme nach einem viel zu hoch angebrachten Wandbord, ergreift bereits schwankend die Kante des Brettes und saust mit Brett, mit Büchsen und allem andern geradenwegs auf den Boden der Küche. Immer wieder rutschen Leute in der Badewanne aus und schlagen mit großem Getöse lang hin, obgleich es ein leichtes wäre, ein dünnes Summigitter in die Wanne zu legen oder eine Haltestange an der Wand zu befestigen. Immer wieder stürzen Leute, die phantastisch geformte, von Generationen ausgetretene „Latschen“ an den Füßen haben, über die völlig harmlos daliegende Türschwelle. Immer wieder: der Beispiele sind hunderte und tausende.

Schon als Kind haben wir es allerorten und allerzeiten gehört: Schneide das Brot nicht so, daß die Messerschneide gegen den Leib geführt wird! Spitze Bleistifte, indem du das Messer vom Leibe weg handhabst! Stecke alle Eheren, die du nicht brauchst, in Futterale!

Packe zerbrochenes Glas in einen starken Karton, bevor du es in den Mülleimer wirfst! Wische sofort Pfützen auf, die beim Fußbodendölen entstanden sind! Nimm keine Nadeln in den Mund! Laß keinen Stuhl irgendwo im Zimmer stehen, wo man ihn nachts nicht vermutet, wenn man heimkommt! Spare nicht am unrechten Platz mit Licht! Fasse keinen elektrischen Apparat mit nassen Händen an! Und so weiter, und so weiter, immer wieder . . .

Trotzdem ist das traute Heim nach wie vor der größte Gefahrenherd unserer Zeit. Unglücksfälle ereignen sich nicht — sie werden hervorgerufen. Mehr oder weniger sind wir in jedem Fall am Unglück mit schuld, deshalb sollten wir uns gleich einmal die Mühe machen, an Verhütungen zu denken — es lohnt sich bestimmt!

Achtung Lebensgefahr!

25 000 Menschen verunglückten tödlich im Durchschnitt der Jahre 1928/31.



Nahezu 70 Menschen sterben täglich durch Unglücksfälle.

Durch Unglücksfälle aller Art verunglücken tödlich in Deutschland nahezu 70 Menschen an jedem Tage. In einer Woche also stirbt ein ganzes Dorf blühender gesunder Menschen aus. Im Laufe von 4 Jahren wird eine Großstadt entvölkert. Nur etwas über den dritten Teil fällt Verkehrs-unfällen zum Opfer. Über ein Fünftel der tödlichen Unfälle wird durch Sturz aus Fenstern, von Gerüsten, in Baugruben usw. verursacht. Groß ist noch die Zahl der Ertrinkenden. Durchschnittlich ertrinken täglich in Deutschland 10 Menschen, und wenn man feststellt, daß der größte Teil dieser Menschen im Frühjahr und Sommer beim Baden im Freien verunglückt, so wird man nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß an jedem heissen Tage in Gesamtdeutschland über 100 Menschen ertrinken. Durch Verbrennen, Verbrühen, Alungen sterben immerhin durchschnittlich täglich 4 Menschen in Deutschland.

haben alle unsere Launen und unsere unangenehmen Gewohnheiten.

Unwillkürlich blickte ich wieder zum Sokrates hinauf, und es schien mir, als ob er mir zublinzelte, obgleich er ja nur gipfern ist. Und da sagte er plötzlich (oder ich bildete mir ein, ihn sagen zu hören): „Da haben Sie ganz recht, alter Freund . . . sie war gar nicht so übel, die Xanthippe. Immer war die Wohnung in Ordnung, und jeden Tag gab es warmes Mittagessen. Und sie regelte alles mit dem Kaufmann an der Ecke und mit dem Schlächter und dem G. B. . . Zeus mag wissen, woher sie das Geld schaffte, ich gab ihr nichts, denn ich verdiente nichts; ich ging ja nur umher und hatte es eilig, die Menschen zu erziehen. Und wenn ich dann mitten in der Nacht nach Hause kam, da hatte sie immer ein Glas Wein und ein bißchen Oliven oder Obst bereit . . . Ja, ja, sie war eine prächtige Frau, wenn sie auch bisweilen ein bißchen schimpfte. Aber der Plato — Sie wissen ja, der ist mein Impresario in der Ewigkeit —, der konnte sie nicht leiden. Und Xenophon auch nicht. Denen war sie nicht gebildet genug — und sie fand, daß die beiden ein paar Launenstücke waren . . .“

Ich lächelte vor mich hin. — Ist es nicht genau so heutzutage? Wir sprachen viel von Frauenidealen. Die Künstler malen, modellieren oder holzschnitzen, und die Dichter besingen Frauenideale so ätherisch, so sanft, so mild, so rein, daß solche Wesen gar nicht auf der Erde leben könnten. Und wenn sie hier wären, würden wir sie gar nicht aushalten,

Wären die Männer Engel, so wären die Frauen Madonnen.

Aus der „Koralle“, Berlin.

Meine kleine Tochter sagte gestern: „Du, Papa, hast du kein Bild von der heiligen Lippe?“ — „Die kenne ich nicht“, gab ich überlegen zur Antwort. „Denn du meinst wohl nicht so 'ne Art Schutzheilige aller Tippfräulein? Ist es ein Biß aus der Schule?“ — „Aber Papa“, schmolte sie, „du hast ja gestern selbst mit Mama von Sankt Lippe gesprochen . . .“ Ich räusperte mich verlegen; ich hatte gestern geglaubt, eine unangenehme Ähnlichkeit zwischen Xanthippe und meiner Frau feststellen zu müssen, meinte aber, daß die Kleine es nicht gehört hätte. „Nein, du“, sagte ich, „die war keine Heilige, sie hieß Xanthippe, Ks-xanthippe, verstehst du, und war eine Dame, die . . . hm . . . wegen ihrer Lebenswürdigkeit berühmt geworden ist . . .“ Aber du hast heute viel zu tun“, fügte ich schnell hinzu. „Geh zu deiner Arbeit, sonst wirst du nicht rechtzeitig fertig!“ Und ich schlüpfte schnell in mein Arbeitszimmer, um weiteren indiscreten Fragen aus dem Weg zu gehen.

Aber als ich da saß und Sokrates (seine Büste steht auf einem Bücherschrank) ironisch auf mich herabblückte, schien es mir doch, als ob mein Töchterchen eigentlich recht hätte, wenn sie Xanthippe als eine Heilige betrachtete. Von der Kirche war sie allerdings nicht kanonisiert, aber vielleicht wären wir Männer doch verpflichtet, sie heiligszusprechen. Denn streng genommen war sie ja doch eine von den Märtyrinnen des Altars, denen man allerdings keine Kränze slicht, keine Titel oder Orden gibt, die aber doch unentbehrlich sind, wenn sie so im Hause umhergehen und mehr oder weniger ihre schweren und langweiligen Pflichten erfüllen.

Offen gesagt, ist es ja auch kein Spaß gewesen, mit Sokrates, diesem philosophischen Lagedieb, verheiratet zu sein. Und vielleicht, vielleicht sind wir andern Männer, die durchaus keine Sokratese sind, aber doch glauben, mit Xanthippen verheiratet zu sein, auch nicht ganz angenehme Lebensgenossen. Wir

sie wären viel zu gut für uns. Aber obgleich wir wissen, daß sie nur Wunschträume sind — wie Venus, die aus dem Schaum geboren wurde —, laufen wir doch umher und suchen sie ewig und überall.

Das wäre nicht schlimm, wenn wir nicht gleichzeitig um dieser Frauen ideale wegen die idealen Frauen vergäßen, die sich oft genug hinter der Maske der Xanthippe verbergen. Wir sind entrüstet, wenn unsere Frauen hin und wieder die Nerven verlieren und schimpfen, statt sie zu bewundern, weil sie es nicht immer tun. Wir empören uns, daß sie eifersüchtig werden, statt uns zu fragen, ob wir ohne Schuld sind. Wenn wir Engel wären, würden sie Madonnen sein. Aber wir vergessen, daß wir selbst keine himmlischen Wesen, sondern (man verzeihe mir) nur Männer sind.

Da hörte ich Sokrates kichern
„Göttin und Xanthippe! Nicht Frauenideal, aber ideale Frau“,
sagte er, „das ist eben — das Ideal! Gott und Dämon in uns, Göttin und Xanthippe in der Frau — dann werden wir alle glücklich ...“

Dann schwieg er. Und ich flüsterte vor mich hin: „Sei mir gnädig, du göttliche Xanthippe!“
L. Kolbenperger.

Das Altern.

Aus einem Artikel von P. Lecomte du Nouy vom Pasteur-Institut, Paris, in „La Revue de Paris“, Paris.

Man kann die Dauer und Ablaufgeschwindigkeit des Lebens bei gewissen Kaltblütern verändern, wie dies Jacques Loeb an Mücken nachgewiesen hat. Je nach der Temperatur, bei der man sie aufzog, entwickelten sie sich, erreichten das Alter der Geschlechtsreife und starben in 20 Tagen, 40 Tagen, 3 Monaten oder 6 Monaten. Eine Herabsetzung der Temperatur um 10 Grad entsprach etwa einer Verdoppelung der Lebensdauer. Carrel hat durch seine bewundernswerten Versuche mit Kulturen von Geweben außerhalb des Organismus gezeigt, daß Kolonien von Zellen in voller Fortpflanzungstätigkeit bestehen können, ohne Alter und Tod zu kennen. Seit mehr als 20 Jahren vermehren sie sich gleichmäßig weiter, wenn man alle zwei Tage die erzeugten Giftstoffe entfernt. Ihr Alter überschreitet bereits beträchtlich die maximale Lebensdauer des Tieres, dem sie entnommen wurden. Die Alterungserscheinungen rühren demzufolge bei diesen einfachen Organismen von der normalen Anhäufung von Giften her.

Wie kann man nun das Alter, das tatsächliche Alterwerden eines Organismus messen?

Es gibt zwei Methoden: die der Gewebekulturen und die, die auf dem Studium der Heilung von Wunden beruht.

Die erstere, die wir Carrel verdanken, stützt sich auf folgende grundlegende Experimente: Wenn kleine Teile lebenden Gewebes einem Tiere entnommen und in eine Umgebung verpflanzt werden, die nahezu vollständig von Nährstoffen frei ist, so zeigen sie eine gewisse Wachstumstätigkeit und während einiger Tage eine Zunahme ihres Volumens. Man kann die Dauer und die Geschwindigkeit dieses Phänomens, welche von der noch verbliebenen Wachstumsenergie der Gewebe Zeugnis ablegen, leicht nachmessen. Beim Embryo ist diese Energie größer als beim neugeborenen Tier. Während der Jugend und der Reifezeit nimmt sie weiter ab. Bis zu weit vorgeschrittenem Alter kann man mit dieser Methode das Alterwerden des Organismus nicht verfolgen, weil die Unterschiede zwischen den Wachstumsenergien der Gewebe ausgewachsener und derjenigen alter Tiere zu gering sind, als daß man sie genau feststellen könnte. Das mit dem Alter zunehmende Schwinden der Wachstumsenergie spiegelt parallel laufende Veränderungen der Funktionen und der chemischen Struktur des Plasmas wider. Diese Veränderungen sind unabwendbar, schreiten während des ganzen Lebens fort und sind, wie Carrel gezeigt hat, meßbar.

Obgleich die Carrel'sche Methode große experimentelle Schwierigkeiten bietet und keine große Genauigkeit gestattet, hat sie doch die unaufhaltsamen Veränderungen bewiesen, die sich im Blute bemerkbar machen, wenn das Tier älter wird. Sie hat gezeigt, daß diese Phänomene zu Beginn des Lebens sehr schnelle Fortschritte machen, später langsamer fortschreiten, um endlich im Alter einen fast konstanten Wert zu erreichen.

Die zweite Methode, die auf dem Studium der Heilung von Wunden beruht, führt zum gleichen Ergebnis. Wir führten diese Untersuchungen während des Krieges an der Front durch.

Wenn man sorgfältig auf einem Blatt sterilen Zellophanpapiers einen Abdruck der Wunde macht, kann man die so festgelegte Ausdehnung in Quadratzentimetern ausrechnen und den Fortschritt der Heilung von Tag zu Tag verfolgen. Zieht man die gemessene Ausdehnung der Wunde von der Fläche ab, die man am Tage vorher oder einige Tage vorher festgestellt hat, so findet man, daß die auf den Tag entfallende geheilte Fläche nicht konstant ist, sondern sich in dem Maße verringert, wie die Wunde kleiner wird. Wenn man die Punkte, die die aufeinanderfolgenden Flächen darstellen, auf Millimeterpapier einträgt, auf dem die Ordinaten (Senkrechten) die Ausdehnung in Quadratzentimetern und die Abszissen (Waagerechten) die Zeit in Tagen darstellen, so bemerkt man, daß bei einer nor-

malen nichtinfizierten Wunde diese Punkte durch eine regelmäßige geometrische Kurve verbunden werden können.

Man kann sich denken, wie sehr man sich bemühte, die algebräische Gleichung dieser Kurve zu entdecken, das heißt das mathematische Gesetz der Heilung einer Wunde, das es gestattet, im voraus den Zeitpunkt der vollständigen Heilung und die Größe der Wunde zu verschiedenen Zeiten auszurechnen. Die Schwierigkeit bestand darin, daß uns die Faktoren, die das Phänomen beeinflussen, unbekannt waren. Die Auffindung dieser Faktoren mußte wertvolle Erkenntnisse über den Verlauf der Heilung ergeben. Schließlich fanden wir, daß es genügte, die Ausdehnungsfläche der Wunde und das Alter des Menschen zu kennen, um die ganze Kurve nach einer ziemlich einfachen Formel zu berechnen. Mit anderen Worten: wenn man das Alter des Verwundeten und die Ausdehnungsfläche der Wunde kennt, kann man den Zeitpunkt der Heilung vorherhersagen.

Diese Formel enthält einen „Heilungsindex“, der durch das Alter des Menschen und die Ausdehnung der Wunde bestimmt ist. Vom wissenschaftlichen Standpunkt ist die Entdeckung dieses Heilungsindex von besonderer Wichtigkeit. Er ermöglicht es zum ersten Male, den Ablauf der physiologischen Zeit zu messen. Zwischen dem Heilungsindex und dem Wachstumsindex von Carrel besteht eine bemerkenswerte Ähnlichkeit. Beide sind zu Beginn des Lebens von beträchtlicher Größe, vermindern sich dann zunächst schnell, nachher langsam, um mit der Geschlechtsreife und dem Beginn des Alters gering zu werden.

Der Wert der Zahlen, die durch das Studium des Heilungsverlaufes von Wunden gefunden wurden, beruht einerseits auf der sehr großen Zahl der untersuchten Fälle, andererseits darauf, daß die Menschen — Kriegsverwundete — im wesentlichen unter gleichen Bedingungen lebten und sich im allgemeinen in vorzüglichem physischem Zustand befanden. Es ist unnötig, darauf hinzuweisen, daß außer der hauptsächlich hemmenden Ursache, der Infektion durch Mikroben, gewisse pathologische Zustände einen Einfluß auf die Schnelligkeit der Heilung ausüben, die Zuckerkrankheit zum Beispiel. Aber jedesmal, wenn eine experimentell beobachtete Kurve nicht genau mit der vorausgerechneten Kurve übereinstimmte, konnte man sicher sein, daß, wenn die Wunde bakteriologisch steril war, man es mit einem Kranken zu tun hatte oder mit jemandem, dessen wirkliches physiologisches Alter nicht mit seinem aus dem Geburtsdatum sich ergebenden Alter übereinstimmte. Wir haben Verwundete von 30 Jahren angetroffen, deren Heilungsgeschwindigkeit der eines Bierzjährigen entsprach. Mit anderen Worten: man gelangte zu einer Schätzung des tatsächlichen Alters des Organismus, die auf dem Unterschied beruhte, den man zwischen dem Alter, in Jahren ausgedrückt, und dem Alter, das sich nach dem gemessenen Heilungsfortschritt errechnete, feststellte. In 80 % der Fälle stimmten Vorausberechnung und Experiment überein. Aber je nach Erbanlagen, Lebensbedingungen, Ausschweifungen, Entbehrungen oder Strapazen altert eine gewisse Anzahl von Menschen früher als andere.

Überraschenderweise ist die Genauigkeit der Formel so groß, daß die Gesamtdauer einer Heilung auf ein bis zwei Tage genau vorausberechnet werden konnte, selbst für Wunden, deren Heilung drei Monate oder mehr in Anspruch nahm.

Folgendes Beispiel diene dazu, einen Begriff zu geben, um wieviel die physiologische Aktivität von der Kindheit bis zum reifen Alter abnimmt: Wenn bei einem gesunden Menschen eine Wunde von 10 Quadratcentimeter in 10 Tagen heilt, so braucht sie bei einem Menschen von 30 Jahren 13 Tage, von 40 Jahren 18 Tage, von 50 Jahren 25 Tage und von 60 Jahren 32 Tage. Bei einem Kind von 10 Jahren sind nur etwa 6½ Tage nötig.

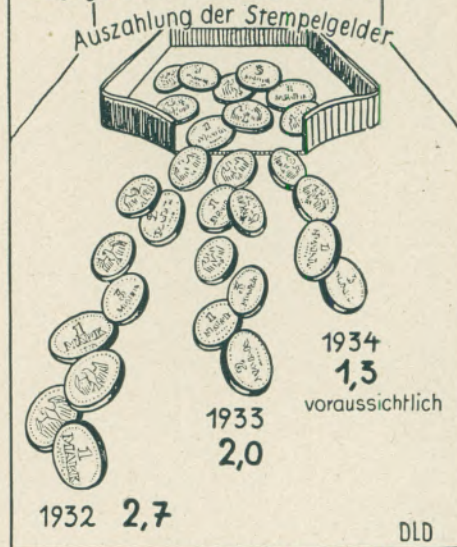
Was macht nun eine Wunde, die heilt? Sie führt eine Arbeit aus. Ebenso wie ein Maurer ein Loch in einer Mauer schließt, schließt sie ein Loch im Organismus. Wenn wir mit Hilfe der astronomischen Zeit die Geschwindigkeit messen, mit der diese Arbeit ausgeführt wird, so beobachten wir, daß sie zu Beginn des Lebens sehr groß ist und später langsamer wird. Wenn die Zahl 100 diese Geschwindigkeit bei einem Alter von 20 Jahren ausdrückt, so wird sie bei 30 Jahren nur noch 55 und bei 60 Jahren nur noch 31 betragen. Aber bei 10 Jahren ist sie 155. Sie ist also, an unserer Zeiteinheit gemessen, nicht konstant; bei verschiedenem Alter sind verschiedene Zeiten nötig, um die gleiche Arbeit zu verrichten, das heißt das Heilen von 1 Quadratcentimeter Wundfläche. Wir können diese Arbeit als Maßstab verwenden, um die astronomische Zeit in Einheiten physiologischer Zeit auszudrücken.

In astronomischer Zeit ausgedrückt, brauchen wir mit 50 Jahren viermal soviel Zeit wie mit 10 Jahren, um die Einheit der physiologischen Arbeit einer Heilung zu leisten. Alles geht so vor sich, als wenn die astronomische Zeit für einen Menschen von 50 Jahren viermal so schnell abliefe wie für ein Kind von 10 Jahren. Vom Standpunkt des inneren Jchs gesehen, bedeutet das, daß ein Kind in einem astronomischen Jahr viel mehr erlebt als ein Greis.

Physiologisch ist das Jahr eines Kindes viel länger als das seiner Eltern. Nehmen wir an, die Eltern seien 40 Jahre, das Kind 10 Jahre alt, dann bedeutet ein Jahr des Kindes etwa drei Lebensjahre der Eltern. Junge und alte Menschen, auf gleichem Raum vereint, leben also in getrennten Welten, in denen der Wert der Zeit durchaus verschieden ist.

Die Ersparnisse des Reiches durch die Abnahme der Arbeitslosigkeit

Für die Arbeitslosenfürsorge wurden ausgegeben in Milliarden RM :



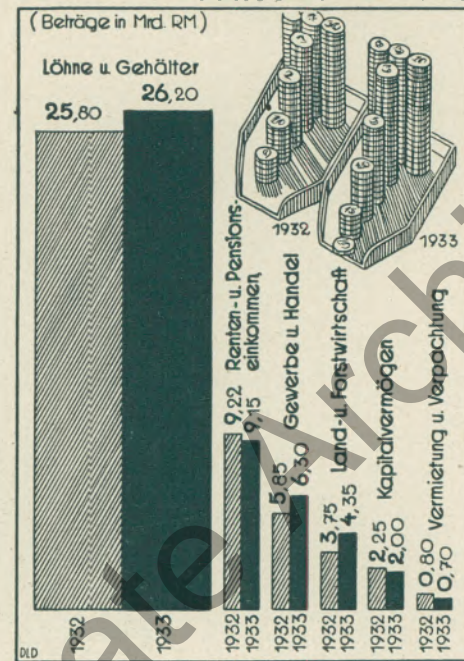
Ausgleich geschaffen wird. Das Bild zeigt, daß im laufenden Haushaltsjahr voraussichtlich nur halb soviel Ausgaben für die Arbeitslosenfürsorge notwendig sind wie im Jahre 1932, und daß auch bereits im letzten Haushaltsjahre die Ausgaben für Unterstützungen um ein Viertel niedriger waren als 1932. Da sich trotz Steuererleichterungen auch der Eingang an Steuern fortlaufend erhöht, ist ein Ausgleich für die Vorbelastungen durch das Arbeitsbeschaffungsprogramm gewährleistet.

Das Bild rechts oben zeigt, daß sich bereits 1933 eine Erhöhung des Volkseinkommens angebahnt hat. Gewiß, die Erhöhung war 1933 noch gering im Vergleich zu den schweren Einbußen der vergangenen Jahre. Entscheidend ist aber, daß es 1933 nicht nur gelungen ist, weiteren Rückgang zu verhüten, sondern daß sogar eine sichtbare Aufwärtsbewegung eingetreten ist. Gestiegen ist vor allem das Einkommen

Die deutsche Wirtschaft im Zahlenbild.

Aus den bisher unproduktiven Unterstützungsleistungen sind allmählich und immer stärker wirklich produktive Ausgaben des Staates geworden. Die Finanzierung des Arbeitsbeschaffungsprogrammes erfolgte so, daß eine erhöhte Belastung der Staatskassen nur in dem Umfange geschehen wird, in dem durch Verminderung der Ausgaben für Arbeitslose und erhöhte Steuereingänge, als Folge größerer Wirtschaftsumsätze, ein

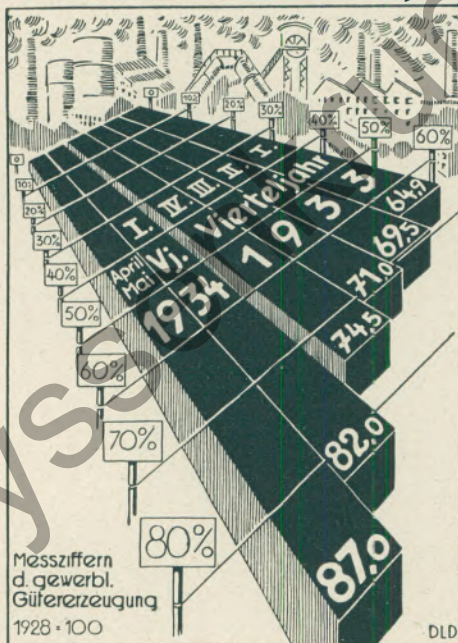
Steigerung des Volkseinkommens



men des arbeitenden Volkes, dagegen sind die reinen Kapitaleinkommen aus Zins, Pacht oder Renten bzw. Unterstützungen zurückgegangen. Dabei muß man berücksichtigen, daß die eigentliche Einkommensvermehrung allein auf die zweite Jahreshälfte beschränkt war. Man sieht das am besten dann, wenn man berücksichtigt, daß Ende des Jahres das Lohneinkommen um 13% höher war als am Anfang des Jahres. Das Einkommen der deutschen Bauern war um 16% höher als 1932. Die Einkommensvermehrung bei Gewerbe und Handel betrug etwa 8%. Man sieht also, daß die Wirtschaftsbelebung des Jahres 1933 sich bereits in der volkswirtschaftlichen Bilanz auswirkt und kann erwarten, daß für das Jahr 1934 eine noch viel größere Steigerung des Einkommens sich ergeben wird.

Auch bei der deutschen Industrie hat die Belebung in den letzten Monaten weiter angehalten. Im Gesamtdurchschnitt wurden im April

Produktionssteigerung in der Industrie



und Mai d. J. um ein Drittel mehr Waren erzeugt in der Gesamtheit der deutschen Industrie als zu Beginn des Jahres 1932. Wie bedeutungsvoll die Produktionssteigerung sich für die Volkswirtschaft auswirkt, erhellt noch am besten aus den Zahlen, die angeben, welchen Wert die Waren der Industrieerzeugung hatten. Nach diesen Angaben wurden zu Beginn des Jahres 1932 durchschnittlich im Monat für rund 3,1 Milliarden RM. Industriewaren in Deutschland erzeugt, während in den ersten Monaten des Jahres 1933 der Wert der Industrieproduktion mit 4,2 Milliarden errechnet wird.

Die Gesamtumsätze des Einzelhandels lagen in den Monaten März-April nach den Feststellungen der Forschungsstelle für den Handel um 11% höher als zur gleichen Vorjahrszeit. Wie sich bei den einzelnen Fachgeschäften die Umsatzsteigerung auswirkte, zeigt das Bild rechts. Man sieht, daß sich die gesteigerte Kaufkraft durch die Beseitigung der Arbeitslosigkeit in allen Wirtschaftszweigen, die Artikel des täglichen Bedarfs zu verkaufen haben, bemerkbar macht.

Umsatzsteigerung beim Einzelhandel

Im März-April 1934 wurde mehr umgesetzt als 1933 in v. 100



Die früheren Männer.

Zur Wiederkehr
des Todestages
von Alexander Thielen,
Direktor der Aktiengesell-
schaft für Bergbau und
Hüttenbetrieb „Phoenix“,
am 20. Juli.



Dem glänzenden Aufschwung, den die deutsche Wirtschaft im Verlauf der sechziger Jahre und insonderheit nach dem siegreichen Kriege 1870/71 genommen hatte, wurde durch die Krisis, die im Jahre 1873 hereinbrach, ein jähes Ende gesetzt. Die Geschäfte wurden auf das Notwendigste beschränkt, und es folgte eine Zeit wirtschaftlichen Tiefstandes, die bis in den Anfang der achtziger Jahre andauerte und die viele Zusammenbrüche und Verluste gebracht hat. Trotzdem war diese Zeit für die Entwicklung unseres Wirtschaftslebens nicht wertlos, denn sie ermöglichte es, daß die Gesamtheit sich auf sich selbst besann und die einzelnen Unternehmungen sich innerlich neu kräftigten und bilden konnten.

Auch der Phoenix, Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb, der im Jahre 1852 gegründet worden war, wurde durch die Krise von 1873 stark in Mitleidenschaft gezogen. Im Jahre 1871 hatte man mit der Erneuerung der Betriebsanlagen begonnen; Hochöfen, Stahlwerke und Walzenstraßen wurden teilweise neu gebaut, teilweise gründlich verbessert. Aber diese Anlagen konnten zur Zeit der Hochkonjunktur nicht in dem gewünschten Maße ausgenutzt werden, da sie noch nicht fertig waren; und später, als der Absatz immer schwerer wurde und die Erzeugung eingeschränkt werden mußte, fehlte Beschäftigung für diese großen Anlagen. Neben diesen betrieblichen Schwierigkeiten kamen noch eine Erhöhung der Frachten um 20 % und die drohende Aufhebung des bestehenden Zollscheses, die am 1. Januar 1877 durch Aufhebung der Eisenzölle Wirklichkeit wurde. Nach unendlichen Mühen gelang es dann endlich, im Jahre 1879 den Eisenzoll wieder einzuführen, nachdem die deutsche Eisenindustrie zwei Jahre schußlos dem ausländischen Wettbewerb preisgegeben war. Es gehörte wirklich eine ganze Persönlichkeit dazu, einen solchen Betrieb, wie den Phoenix, durch alle die Fährnisse jener Zeit hindurchzubringen; und wenn er die schlechten Jahre des 8. Jahrzehnts schließlich trotz aller mißlichen Umstände verhältnismäßig gut überstanden hat, so ist das nicht zuletzt das Verdienst von Alexander Thielen gewesen.

Alexander Thielen wurde in Düsseldorf geboren, wo er als Sohn eines preussischen Feldpropstes am 3. Mai 1841 das Licht der Welt erblickte. Mit 17 Jahren trat er als Praktikant in die Styrumer Eisenindustrie ein, arbeitete dort zwei Jahre praktisch und studierte darauf in Clausthal und Berlin Hüttenkunde. Mit 23 Jahren nahm er eine Betriebsassistentenstelle auf der Zinkhütte in Letmathe an und folgte im Jahre 1865 einem Ruf nach Swansea in Südwaales, um in den Dienst von Sir Hussen Vivian einzutreten. 1870 ging er nach Südafrika im Auftrage der Cape-Copper-Mining Co. Drei Jahre später kehrte Thielen nach Deutschland zurück und übernahm die Stelle eines Direktors der Aktiengesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb „Phoenix“ in Laar bei Ruhrort.

Die ersten Jahre seiner Tätigkeit beim Phoenix waren hart, aber der Jahre hindurch verharrende Tiefstand konnte den Mut und die Arbeits-

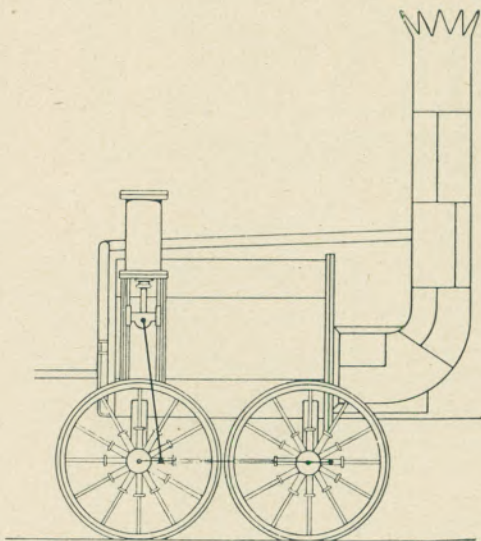
energie Thielen nicht brechen. Und als man die schlimmsten Jahre überwunden hatte, ging er in den achtziger Jahren daran, die vorhandenen Anlagen auszubauen und zu vervollkommen, um das Werk für die kommende Zeit wettbewerbsfähig zu machen und zu erhalten. Im Jahre 1884 wurde die erste Thomascharge erblasen, nachdem man sich schon in den siebziger Jahren eine Reihe von Minettefeldern in Lothringen gesichert hatte. Im Zusammenhang mit der Einrichtung des Thomasstahlwerkes wurden in Ruhrort vier neue Hochöfen errichtet und die Verarbeitungsanlagen, Walzwerke und dergl. in neuzeitlichem Sinne ausgebaut. Hier mag noch erwähnt werden, daß auf dem Phoenix im Jahre 1880 die ersten Rillenschienen gewalzt wurden.

Aber nicht nur dem technischen Ausbau seiner Anlagen galt die Aufmerksamkeit Thielen. Er hatte auch frühzeitig erkannt, daß das Wohl der deutschen Eisenindustrie nicht in gegenseitiger Bekämpfung und Aufreibung, sondern in der Vereinigung der widerstrebenden Elemente zu suchen sei. Zur Lösung dieser Aufgabe war Thielen ganz besonders geeignet. Neben gewinnender Liebenswürdigkeit verfügte er über eine große Beredsamkeit, die ihn manches Ziel erreichen ließ, das andere hoffnungslos aufgegeben hatten. Seiner Tatkraft und seinen Bestrebungen ist es zu verdanken, daß im Jahre 1886 der Rheinisch-westfälische Roheisenverband zustande kam, an dem sich 17 westdeutsche Hüttenwerke beteiligten; und wenn sich dieser Roheisenverband zu Anfang des Jahres 1897 zum Roheisensyndikat erweiterte, so ist das Zustandekommen dieses Syndikats wohl zum guten Teil das Werk Alexander Thielen. Von der Gründung des Rheinisch-westfälischen Roheisenverbandes im Jahre 1886 bis zu seinem Tode hat er als Vorsitzender die Geschicke dieses segensreichen Verbandes geleitet.

Als im Jahre 1890 die deutschen Eisenhüttenleute eine Reise nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika unternahmen, da trat Alexander Thielen an die Spitze dieser Reisegesellschaft. Auf dem internationalen Kongress zu Pittsburgh führte er den Vorsitz, da er die englische Sprache in demselben Maße meisterte wie die deutsche. Die Würde und die Festigkeit, mit denen er immer wieder die deutsche Nationalität auf den damaligen internationalen Versammlungen vertrat, haben dem Ansehen des deutschen Technikers in Amerika viel geholfen. Auch im Auslande war Thielen außerordentlich geschätzt, da er es verstand, wirtschaftliche Gegensätze auszugleichen, die gemeinsamen Berührungspunkte aufzusuchen und enge Verbindungen unter den Sachgenossen herzustellen. So ist es kein Wunder, daß er in den Jahren 1884/85 zum Vizepräsidenten der Internationalen Schienengemeinschaft gewählt wurde.

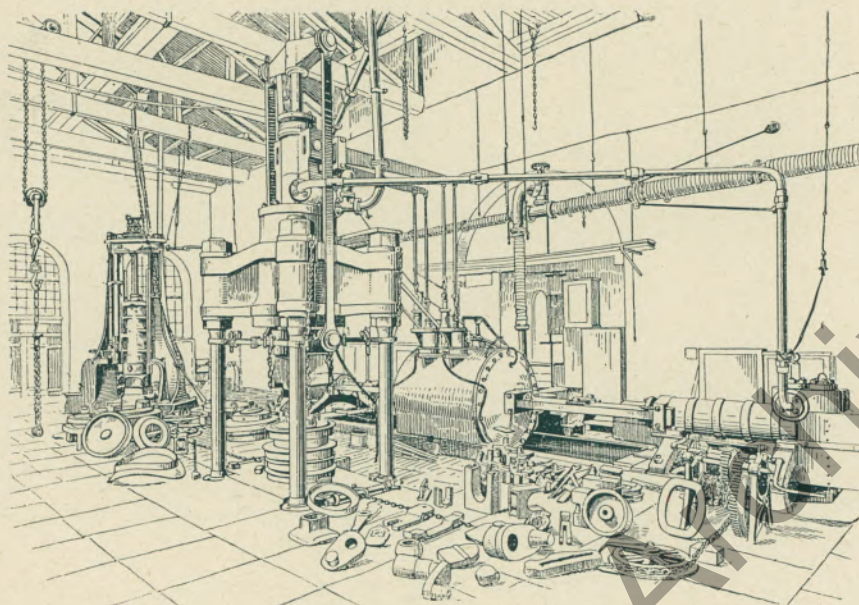
Alexander Thielen war einer jener Männer, die die deutsche Großeisenindustrie mit haben aufbauen helfen. Er war einmal ein tüchtiger Ingenieur, der Großes auf seinem Arbeitsgebiet geleistet hat, und daneben ein klarsehender Wirtschaftsführer, der dank seiner besonderen Veranlagung dazu berufen war, nicht nur dem ihm unterstellten Werk, sondern darüber hinaus auch der gesamten westdeutschen Eisenindustrie unschätzbare Dienste zu leisten. Er starb am 21. Juli 1897 an den Folgen eines tödlichen Leidens, das diesen Kraftstrotzenden und lebensfrohen Menschen in ganz kurzer Zeit aus dem Kreis seiner Familie und Freunde riß.

Schrifttum: Stahl und Eisen 17 (1897) Seite 617/18; A. Klossbach: Der Roheisenverband. Düsseldorf 1926; Geschichtliche Entwicklung und gegenwärtiger Stand der Phoenix. Denkschrift zum 60jährigen Bestehen des Unternehmens im Jahre 1912.



Lokomotive „Sans Pareil“ von Hædworth
 1829.

Aus: Matschoß, Entwicklung der Dampfmaschine



Von John Haswell erbaute hydraulische
 Schmiedepresse.

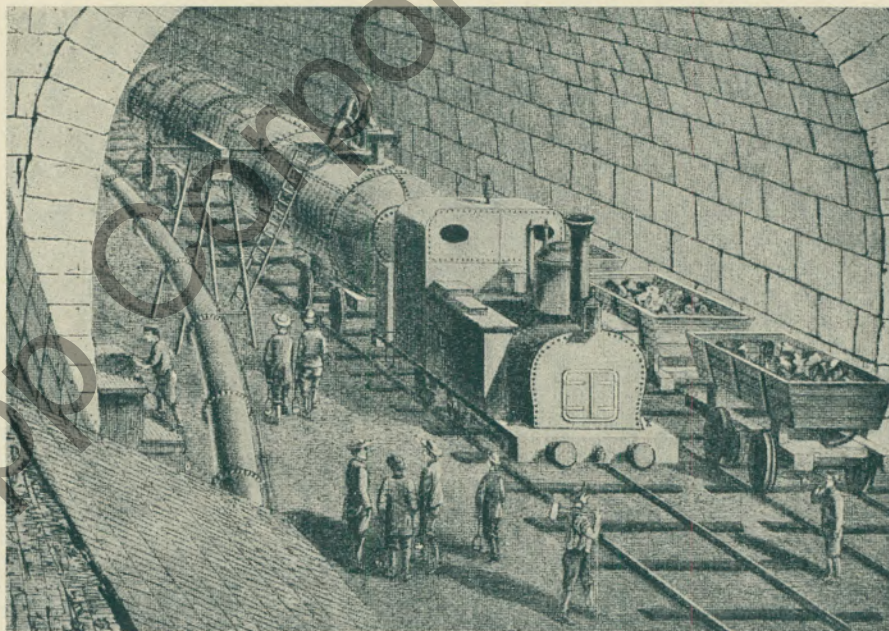
Aus: Beiträge zur Geschichte der Technik und Industrie, 1913.

Technische Gedenktage.

7. 1850 starb Timothy Hædworth. Er wurde, genau wie sein Vater, Schmied und war als solcher bei den Wylam-Bergwerken angestellt. Bekannt geworden ist sein Name durch verschiedene Lokomotiven, die er vom zweiten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts an gebaut hat. 1825 ging er als leitender Ingenieur zur Stockton-Darlington-Bahn. An dem großen Lokomotivwettkampf vom Jahre 1829 in Rainhill beteiligte er sich mit seiner Lokomotive „Sans Pareil“. Mitte der dreißiger Jahre baute er die erste Lokomotive, die von England nach Rußland ging. 1840 löste er sein Verhältnis zur Stockton-Darlington-Bahn und widmete sich hinfort seiner Fabrik in New Shildon, die er vorzüglich ausgestaltete, wobei er auf die Ausbildung von Facharbeitern und Ingenieuren großen Wert legte. Sein Unternehmen genoß damals hohes Ansehen, und es galt als besondere Empfehlung, bei Hædworth gearbeitet zu haben.

9. 7. 1896 starb in Wien John Haswell. Er entstammte einer alten schottischen Familie und studierte Maschinenbau, um dann in verschiedenen englischen Maschinenbauanstalten als Ingenieur tätig zu sein. 1838 kam er nach Wien, um dort den Bau der Hauptwerkstätte der Wien-Kaaber-Bahngesellschaft zu leiten. Nach Beendigung der Bauzeit blieb er jedoch in Wien und wurde zum Leiter dieser Hauptwerkstätte ernannt. Haswell ist der Begründer des österreichischen Lokomotivbaues und hat die Wiener Hauptwerkstätte aus ganz bescheidenen Anfängen zu einer angesehenen Lokomotivfabrik gebracht. Zahlreiche konstruktive Verbesserungen und Erfindungen gehen auf Haswell zurück und werden zum Teil heute noch im Lokomotivbau angewandt. Über die Grenzen seines engeren Arbeitsgebietes hinaus ist sein Name bekannt geworden durch die hydraulische Schmiedepresse, die er im Lokomotivbau anwandte, um große und schwierige Schmiedestücke einwandfrei herzustellen. Bemerkte sei, daß Haswell die Schmiedepresse schuf, um schwere Dampfhammer zu vermeiden, da die von ihm geleitete Fabrik in der Nähe bewohnter Gebäude lag und außerdem der Baugrund sehr ungünstig war.

19. 7. 1879 starb im Gotthard-Tunnel der Schöpfer dieses großartigen Bauwerks Louis Favre. Von Hause aus Zimmermann, kam er auf seiner Wanderschaft nach Frankreich, wo er beim Brücken- und Eisenbahnbau beschäftigt wurde. Nachdem er sich selbständig gemacht



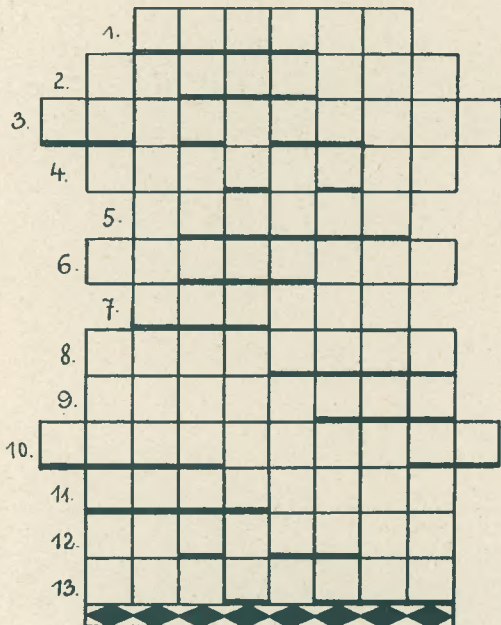
Mit Druckluft gespeiste Dampflokomotive beim Bau
 des Gotthardtunnels.

Aus: Schweizerische Bauzeitung, 1930.

hatte, widmete er sich hauptsächlich dem Tunnelbau. Sein bedeutendstes Werk ist der Gotthard-Tunnel, mit dessen Bau im September 1872 begonnen wurde. Die Arbeiten wurden von zwei Seiten gleichzeitig in Angriff genommen. Große Schwierigkeiten, vor allen Dingen die Hitze im Innern des Berges, die bis zu 35° stieg, die feuchte, kohlensäurehaltige Luft, eindringende Wassermassen, Krankheiten unter den Arbeitern, finanzielle Sorgen u. a., verbitterten das Leben dieses großen Ingenieurs. Er starb noch vor Vollendung des Tunnels, dessen Durchstich zu Anfang des Jahres 1880 erfolgte. Für den Bau des Tunnels wurden rund 8 400 000 Tagelöhnen aufgewendet oder 560 für das laufende Meter. 177 Arbeiter kamen bei diesem Bau ums Leben. Die obenstehende Abbildung zeigt eine Dampflokomotive, die, mit Druckluft betrieben, beim Tunnelbau Verwendung fand.

Der Russknocker

Silbeneinsehrätsel.

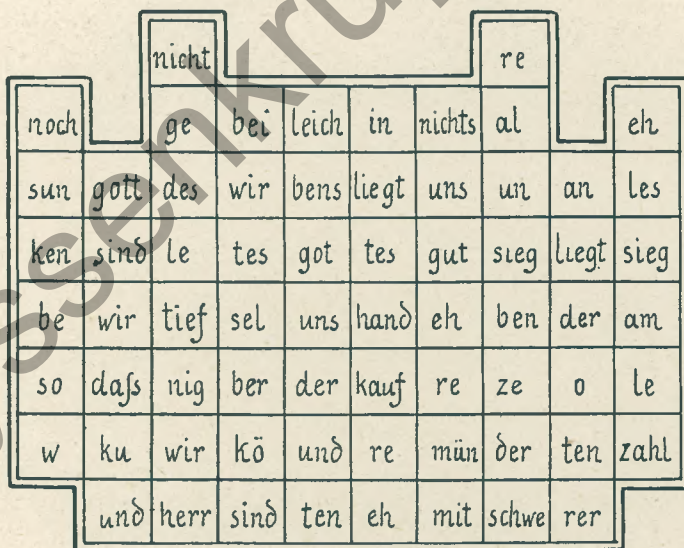


al - be - be - ben - fruz - das - di - e - eis - gen - ginn - hol - ka -
le - le - len - lun - mer - nen - ni - ni - ni - o - ra - far - schat -
fel - ser - sta - stein - stein - ten - ve - was - weich - zim

Vorstehende 36 Silben sind in obige Figur so einzusetzen, daß 13 Wörter von nachstehender Bedeutung entstehen. Die Buchstaben auf den dicken Strichen, der Reihe nach zusammenge stellt, sollen einen Ausspruch ergeben.

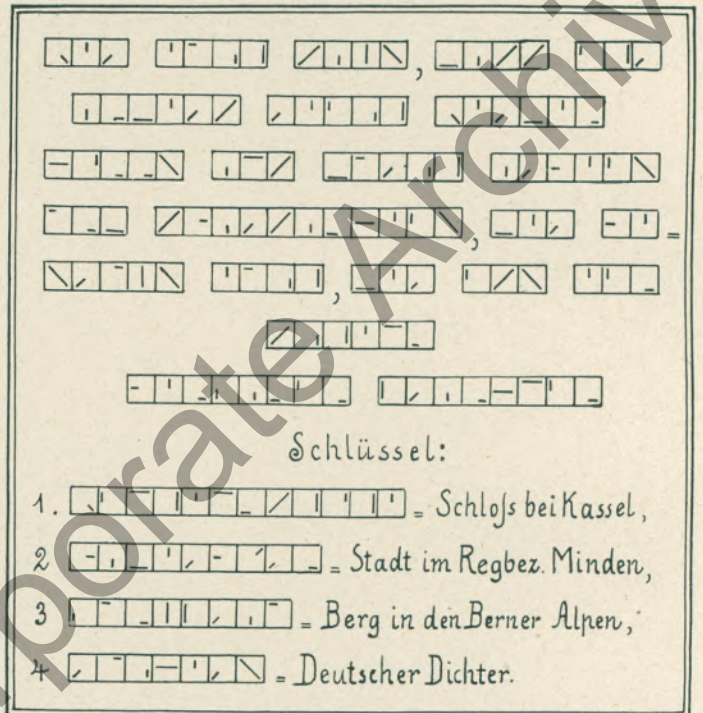
1. Element. 2. Zufluß zur Ostsee. 3. Zwergengeschlecht. 4. Fischart.
5. Teil der Wohnung. 6. Lichtloser Raum. 7. Anfang. 8. Stadt im Bezirk Merseburg. 9. Spartanischer König. 10. Stadt in Ostpreußen.
11. Staat von Mexiko. 12. Preussische Provinz. 13. Baum.

Rösselsprungkönigszug.



E. H.

Geheimschriftsrätsel.



Schlüssel:

1. Schloss bei Kassel,
2. Stadt im Regbez. Minden,
3. Berg in den Berner Alpen,
4. Deutscher Dichter.

E. H.

Silbendoppeltätsel.

a - a - al - ar - ar - beit - borg - bot - burg - burg - burg - de -
en - fen - fen - ge - gen - in - ist - ling - ni - of - pa - ra - schaf -
schaf - ten - ter - the - ti - ton - wel - zwangs

Aus den Silben sind zehn Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden. Jedem Lösungswort ist eine Silbe zu entnehmen. Aneinandergereiht ergeben die entnommenen Silben ein Wort von Ernst von Wildenbruch.

1. Stadt in Bayern. 2. Stadt in Baden. 3. Truppenschau. 4. Süd-amerikanischer Staat. 5. Unfreiwillige Beschäftigung. 6. Gottesleugner. 7. Hauptstadt von Neuseeland. 8. Stadt in Thüringen. 9. Frauenname. 10. Diplomatischer Vertreter.

Silbenkapselspruchrätsel.

(Gefügig geschütt.)

1	2	3	4	5	6	7	8	9
10	11	12	13	14	15	16	17	18
19	20	21	22	23	24	25	26	27

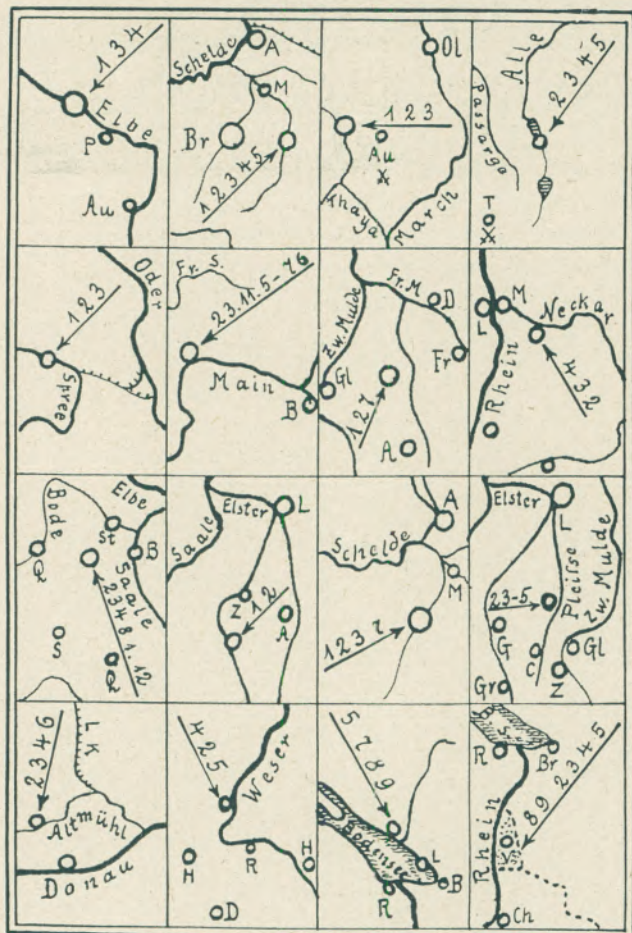
a - ben - bern - brand - der - ein - er - flie - hes - kas - kauf - mo -
nas - sau - sen - sin - stein - stis - teu - tung.

Aus den Silben sind sieben Wörter zu bilden. In jedem Lösungswort ist ein kleineres eingekapselt, dessen Buchstabenanzahl sich jeweils aus den Zahlen ergibt, die hinter den Definitionen stehen. Diese Zahlen geben weiter an, in welche Felder der Figur die einzelnen Buchstaben der Kapselwörter einzutragen sind. Beispiel: 1. Mokassin, Kapselwort Oka. O ist in Feld 24, K in Feld 21, A in Feld 22 einzutragen. Die in die Figur eingetragenen Buchstaben ergeben, im Zusammenhang gelesen, ein Wort von Dr. Goebbels.

1. Ledersandale der Indianer (24, 21, 22). 2. Erlebnis (3, 5, 11, 4). 3. Verbrechen (14, 18, 8, 9). 4. Fossiles Harz (16, 17, 23, 10, 11). 5. Beschäftigung der Hausfrau (7, 25, 15, 12). 6. Blütenstrauch (19, 1, 26, 2). 7. Preussische Provinz (13, 6, 20, 16, 27).

E. H.

Geographisches Formenrätsel.



Die Pfeile zeigen auf die geographischen Objekte, deren Namen gesucht werden. Die Ziffern auf den Pfeilen bezeichnen die Buchstaben dieser Namen, die, in der angegebenen Reihenfolge zusammengestellt, ein Sprichwort aus Marokko ergeben sollen.

G. S.

Silbenrätsel.

a - a - di - du - e - eif - el - en - er - er - fel - furt - ge - gie - hon - i - il - in - ja - ko - kon - kum - kurs - la - li - li - lo - lou - ma - ment - na - nar - ner - ner - neu - ni - ni - pe - ral - ras - rett - ri - ri - si - ti - um - van - wag - wod - za - zi.

Aus vorstehenden Silben sind 16 Wörter zu bilden. Die Anfangs- und Endbuchstaben ergeben, von oben nach unten gelesen, ein Wort von Carmen Sylva.

1. Russischer Brantwein. 2. Versuch. 3. Oper von Wagner. 4. Zahlungsunfähigkeit. 5. Deutsche Blumenstadt. 6. Berg in den Anden. 7. Betäubungsmittel. 8. Heilsbotschaft. 9. Nervenschmerz. 10. Opernkomponist. 11. Ureinwohner Amerikas. 12. Staat der USA. 13. Krankenstation. 14. Französischer Ingenieur. 15. Silberarbeit. 16. Mittelamerikanischer Staat.

G. S.

*

Lösungen aus dem Juniheft.

Eckworträtsel.

Ger. neu. Lohn. Deutschland. Autor. Zimmermann. Nichte. Herder. Alter. Hund. Geige. vier. Linse. Zech. Raft. irr. Jller. Ges. Wind. Ems. Der Langsamste, der sein Ziel nur nicht aus den Augen verliert, geht noch immer geschwinder, als der ohne Ziel herumirrt.

Räuberwelsch.

„Die Nagelprobe machen.“

Nedensart, Nagelprobe, Trinkerbrauch, bestand, geleertes, Trinkgefäß, Daumnagel, Beweis, Trinkbecher, allerlesten, Tropfen, geleert, Brauch, Mittelalter, Schwange, Trinklieder, damaligen, berichten.

Geheimschrift.

Es ist nichts reizender, als eine Mutter zu sehen mit einem Kinde auf dem Arme, und nichts ehrwürdiger als eine Mutter unter vielen Kindern.

Goethe.

Schlüssel: 1. Aschermittwoch. 2. Fürstenwalde. 3. Herzog. 4. Vulkan.

Reimrätsel.

Die Karte und die Kanne machen manchen zum armen Manne.

Die glücklichen Gewinner der Sonderprämien für erfolgreiche „Wert“-Werbung 1934.

Es wurden ausgelost:

1. Dortmund-Hoerder-Hüttenverein, Abt. Bucherei, Dortmund: Gerahmte Steinzeichnung von H. Käfelhön

„Unter Tage“

Wert 45,— RM.

2. Franz Geiß, Thyssen-Rhein Stahl, Mannheim: Gerahmte Originalradierung von F. Jacobsen

„Bochumer Verein“

Wert 35,— RM.

Lichtbildwettbewerb 1934:

„Der schöne Teutoburger Wald.“

Die Verwaltung des Teutoburger-Wald-Erholungsheimes hat auch in diesem Jahre einen Lichtbildwettbewerb ausgeschrieben, der offen ist für alle Besucher des Teutoburger-Wald-Erholungsheimes.

Diesmal locken als Preise

ein kostenloser Ferienaufenthalt im Heim.

Und zwar kommen zur Verteilung:

1. Preis: 7 Freitage,
2. Preis: 6 Freitage,
3. Preis: 5 Freitage,
4. Preis: 4 Freitage,
5. Preis: 3 Freitage.

Für den Fall eines Besuches im nächsten Jahre ist es den Preisträgern freigestellt, sich ein ihnen zusagendes, nicht belegtes Zimmer in einer der Etagen zu wählen. Eine Uebertragung der Freitage kann, sofern sie durch den Preisträger nicht ausgenutzt werden können, nur auf Familienangehörige erfolgen. Eine Ausnutzung der Freitage während der Pfingstzeit oder im Monat August ist nicht möglich.

Für den Wettbewerb haben sinngemäß die von uns im Aprilheft 1933 veröffentlichten Bedingungen des vorjährigen Preisausschreibens Gültigkeit. Die genaue Ausschreibung ist bei der Verwaltung des LWE. erhältlich.

Die für den Wettbewerb gemeldeten Bilder sind bis spätestens zum 10. Oktober 1934 an die Verwaltung des Erholungsheimes einzusenden.

Über die Preisverteilung entscheidet der Verwaltungsrat.

Die Bolamilliertrammel

enthaltend die buntesten im verhängenen Mornal

eingefangenen Gnottwögel

Landratte.

Im alten K. und K. Österreich — die Sache ist also schon einige Zeit her — kam in einem galizischen Nest ein Mann zur militärischen Musterung in einem Zustand — nein, so etwas von Verdrecktheit hatte auch der an vieles gewöhnte alte Stabsarzt noch nicht gesehen. Er gab also einem Korporal den Befehl, den Schmutzfinken in einen Nebenraum zu führen und ihn in einer großen Wanne mit heißem Wasser, die dort für solche Fälle bereitstand, erst einmal gründlich zu säubern. Als der Mann das Wasser erblickte, warf er sich vor dem Korporal auf die Knie und wimmerte:

„Ach, Herr Major, nicht zur Marine...!“
(Kölnische Illustrierte.)

*

Der Lehrer führt seine Klasse durch das Museum, wobei er ihr die Figur eines Zentauren zeigt.

„Hat noch jemand eine Frage?“ bemerkt er.

„Verzeihen Sie, Herr Lehrer, mit was wurde der Zentaur gefüttert, mit Heu oder mit Butterbrot?“
(Kölnische Illustrierte.)

*

Dicke Luft.

Gefangenenlager auf der Senne.

Hinter Drahtzäunen hausten Franzosen in Baracken.

Landstürmer bewachten sie.

Am Tor stand der Lagerposten.

Selbstverständlich hatten die Parlewahs allerhand deutsche Brocken, die sie gelegentlich gehört, aufgeschnappt. So auch, daß sich die Landser „Dicke Luft!“ zuriefen, wenn ein revidierender Offizier erschien.

Von der Geldarbeit kehrten Gefangene zurück und passierten am Lagerposten vorbei. Die Gefangenen winkten dem Posten warnend zu, wobei sie auf den am Horizont auftauchenden Lagerkommandanten nebst dessen Adjutanten zeigten:

„Ewei dicke Luft!“

*

Elschen: „Der liebe Gott gibt uns unser tägliches Brot, nicht wahr, Mutti?“

Mutter: „Ja, Liebling.“

„Und der Weihnachtsmann bringt die Geschenke?“

„Ja, Elschen.“

„Und der Storch bringt die kleinen Kinder?“

„Ja, Liebling!“

„Na, wozu brauchen wir denn dann Vati?“

(Die Woche.)

*

Lehrerin: „Was müssen wir tun, Erika, bevor uns vergeben werden kann?“

„Sündigen, Fräulein!“

(Die Woche.)

Herausgeber: Vereinigte Stahlwerke Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — Verantwortl. Hauptschriftleiter: W. Debus, Düsseldorf. Druck: A. Bagel Aktiengesellschaft, Düsseldorf. — D. A. 8300. — „Das Werk“ kann durch den Verlag, Düsseldorf, Breite Straße 69, die Post oder durch jede Buchhandlung bezogen werden. Jährlicher Bezugspreis (12 Hefte mit zweifarbigem Umschlag) 8 RM., Einzelheft 75 Pf. Zu den Bezugspreisen treten die üblichen Bestellgebühren. Bei Sammelbezug (mindestens 10 Exemplare) wird ein entsprechender Rabatt gewährt. — Beamte, Angestellte und Arbeiter der zu den Vereinigten Stahlwerken gehörenden Betriebe erhalten „Das Werk“ zu nachstehenden Vorzugspreisen: Hefte mit zweifarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 6 RM., Einzelheft 60 Pf.; Hefte mit einfarbigem Umschlag jährlich (12 Hefte) 4,40 RM., Einzelheft 40 Pf., zuzüglich Porto und Verpackung. — Bereits erschienene Hefte des laufenden Jahrgangs werden, soweit nicht vergriffen, auf Wunsch nachgeliefert. — Für unbenutzt eingesandte Manuskripte wird keinerlei Verpflichtung übernommen. — Schriftleitung und Geschäftsstelle befinden sich in Düsseldorf, Breite Straße 69, wohin alle Mitteilungen zu richten sind.

Fernsprecher: Sammelnummer Ortsverkehr 102 11, Fernverkehr 102 31 (Vereinigte Stahlwerke), Nebenstelle 5 00.

Instruktionsperlen.

„Stillgestan'n! — Wißt ihr, was das ist? Das ist dasselbe, wie wenn einer bei's Zivil scheintot ist!“

„Was muß der Soldat reinhalten?“

„Gesicht und Hände!“

„Quatschkopp! — Das Auge in den Gewehrlauf.“

*

„Was ist ein Scherflein?“

„Zwölf Mark zweieundvierzig, Herr Lehrer.“

„Wieso?“

„Im Religionsbuch steht doch: Das Scherflein der armen Witwe Mark 12, 42.“
(Frankf. Illustrierte.)

*

„Ihr Gatte ist nicht zu Hause? Wo könnte ich ihn denn wohl finden, gnädige Frau?“

„Keine blasse Ahnung...“ er sagte, er hätte heute bis spät im Büro zu tun.“
(Kölnische Illustrierte.)

*

In der Feuerwache schrillt die Alarmglocke. „Ist da die Feuerwehr?“

„Ja!“

„Ach, bitte“, sagt eine weibliche Stimme, „ich hab mir einen Biergarten angelegt und schöne neue Pflanzen eingesezt —“

*

„Wo brennt's denn?“ fährt der Mann dazwischen.

„—und ein paar von den Pflanzen sind sehr teuer —“

„Sie sind falsch verbunden — Sie wollen mit 'nem Blumengeschäft sprechen —“

„Nein, nein!“ ruft da die Stimme ängstlich, „bei meinem Nachbar brennt's ja, aber ich möchte nicht, daß Sie und die andern Feuerwehrmänner mit meinen Garten so zertreten, wenn Sie kommen!“
(Berliner Illustrierte.)

*

„Die Sünden der Eltern rächen sich an den Kindern... wer weiß ein Beispiel?“

„Wenn mein Vater mir bei den Aufgaben hilft, Herr Lehrer.“

(Das Illustrierte Blatt.)

*

Hänschen ist der Schrecken der Familie. Neulich, vor allem Besuch, erklärt er unter heftigem Krazen: „Mama, mich beißt was!“

Mama ist höchst verlegen, faßt sich aber rasch: „Das ist ein Irrtum, mein Kind!“ und macht den Vorfall durch munteres Geplauder vergessen. Da ertönt plötzlich aus dem Hintergrund Hänschens weinerliche Stimme: „Mutti! Mich beißt schon wieder ein Irrtum!“
(Koralle.)

thyssenkrupp Corporate Archives